This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

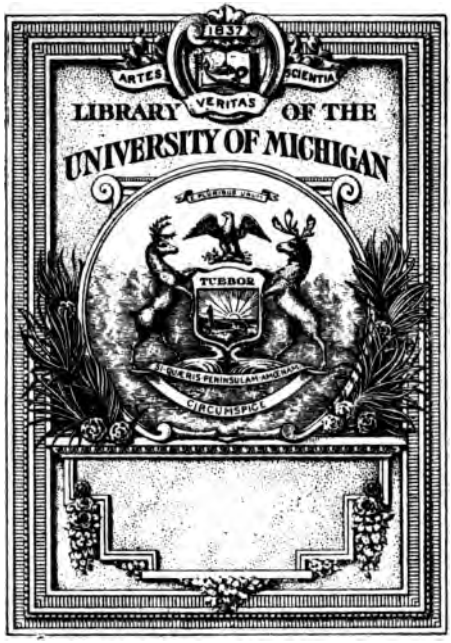
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 471921 DUPL


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

8 9 1 7 9
P 5

Rußlands Dichter und Schriftſteller

von

G. S. Petrow.

Von dem Verfaſſer autoriſierte Überſetzung

von

Hofrat A. von Mickwitz.

Motto:
„Ihr Brüder Schriftſteller,
In unſerm Schickſal liegt etwas
Verhängnisvolles."
Nekraſſow.

Halle a. S.
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1905.

G. S. Petrow

Rußlands Dichter und Schriftsteller

Halle a. S. 1903.
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Vorwort des Übersetzers.

Als vor wenigen Wochen, — am hl. Osterfeste (russ. Stils) zum freudigen Erstaunen Rußlands und der ganzen wahrhaft christlichen Welt das Kaiserliche Manifest von der Glaubensfreiheit erschallte, da war ein Sieg erfochten, ein Sieg, inmitten eines unheilvollen Krieges, — ein Sieg, den auch die fürchterlichen Katastrophen bei Mukden und in der Straße von Korea uns nicht schmälern können, ein Sieg des Geistes, wie die Kulturgeschichte der Welt seit der Reformation kaum einen zweiten aufzuweisen hat.

Ja, Rußland siegt in seinen Niederlagen. — Was Alexander II., der „Befreier" nach dem unglücklichen Krimkriege durch die Aufhebung der Leibeigenschaft begonnen hatte, wodurch er den Millionen seiner Untertanen die leibliche Freiheit schenkte, das hat unser Herr und Kaiser Nikolai II. durch dieses große Manifest vollendet, das Millionen seiner getreuen Untertanen die geistige und geistliche Freiheit geschenkt hat.

Daß dies Geschenk in hervorragender Weise gerade auch uns baltischen Deutschen zugute kommt, dürfte ja wohl allgemein bekannt sein; hervorheben aber möchte ich

147737

einen besondern Grund der Freude für alle Einsichtsvollern unter uns, daß nämlich dieser großartigen kaiserlichen Willenskundgebung ein nicht geringer Teil der gebildeten russischen Geistlichkeit, ja, manche höchstgestellte Persönlichkeiten in derselben (wie z. B. der ehrwürdige Metropolit von Petersburg, Antonius) sich nicht nur äußerlich gefügt, sondern sie mit voller Sympathie gebilligt und unterstützt haben, so daß vielleicht nicht mit Unrecht behauptet wird, daß ohne diese energische Zustimmung die Großtat des Manifests wohl kaum zustande gekommen wäre.

Dies zeugt eben eindringlich von der tiefeingreifenden Wirksamkeit einer jüngst erst entstandenen neuen Richtung unter der russischen Geistlichkeit, zumal der jüngeren Generation, die das Evangelium von Christo, dem eingebornen Sohne Gottes, als ihr höchstes Panier aufstellt und unter diesem — Frieden und Einigung der wirklich christlich gesinnten religiösen Parteien herzustellen sucht.

Einer der bedeutsamsten bahnbrechenden Vorkämpfer dieser segensreichen Richtung, wo nicht der allerbedeutendste (schon, wenn man nach der Verbreitung seiner Schriften urteilen will) — ist der Autor der vorliegenden Schrift, der Priester G. Petrow.

Seine mehrmals wöchentlich stattfindenden Vorträge und Belehrungen wurden von vielen Tausenden besucht, seine zahlreichen Broschüren und Traktate, die mehrmals jährlich in starken Auflagen neugedruckt werden müssen, werden von Millionen von Russen in Europa wie in Asien, in Finnland wie in Sibirien und Turkestan gelesen,

— und doch kennt man in Deutschland kaum seinen Namen, der, wie mir der Herr Verleger mitteilt, auch in der neuesten Auflage des großen „Brockhaus" noch nicht zu finden ist.

Indessen kann dies kaum zum Verwundern sein, geschweige denn als Vorwurf gedeutet werden, wenn man bedenkt, daß die ganze großartige Wirksamkeit dieses Mannes erst wenig mehr als ein Lustrum umfaßt, ja, daß noch vor etwa vier Jahren ein bekannter Petersburger Kritiker beim Anblick eines Porträts in der illustrierten Wochenbeilage der „Neuen Zeit" *) mit der Überschrift: „Der bekannte Prediger Petrow" sich verwundert fragen mußte: „Ja, wer ist denn dieser P., und woher ist er so bekannt?" — Ein halbes Jahr später freilich wußte er sehr wohl, wer und was dieser Prediger war. Er hatte seine Vorträge besucht und ihn dann persönlich kennen gelernt als „nicht bloß hochbegabten Prediger, sondern auch genialen Schriftsteller", dem er in einer separat gedruckten Broschüre das glänzendste Freundeszeugnis ausstellt. Petrow hatte dem Freunde seine Broschüre: „Das Evangelium als Grundlage des Lebens" **) zur Lektüre empfohlen und der Kritiker schreibt darüber:

„Als ich dies Büchlein durchgelesen, habe ich, der ganz verweltlichte Leser, zum erstenmal den Sinn und die Bedeutung des Christentums recht erfaßt; ich habe „hinein-

*) Die „Neue Zeit" („Nówoje wrémja") die russischen „Times". (Anm. des Übers.)

**) In deutscher Übersetzung erschienen im Verlag des „Rauhen Hauses" in Hamburg. 1905.

Rußlands Dichter und Schriftsteller

von

G. S. Petrow.

Von dem Verfasser autorisierte Übersetzung

von

Hofrat A. von Mickwitz.

Motto:
„Ihr Brüder Schriftsteller,
In unserm Schicksal liegt etwas
Verhängnisvolles."
Nekrássow.

Halle a. S.
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1905.

G. S. Petrow

Rußlands Dichter und Schriftstelle

Halle a. S. 1906.
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Vorwort des Übersetzers.

Als vor wenigen Wochen, — am hl. Osterfeste (russ. Stils) zum freudigen Erstaunen Rußlands und der ganzen wahrhaft christlichen Welt das Kaiserliche Manifest von der Glaubensfreiheit erschallte, da war ein Sieg erfochten, ein Sieg, inmitten eines unheilvollen Krieges, — ein Sieg, den auch die fürchterlichen Katastrophen bei Mukden und in der Straße von Korea uns nicht schmälern können, ein Sieg des Geistes, wie die Kulturgeschichte der Welt seit der Reformation kaum einen zweiten aufzuweisen hat.

Ja, Rußland siegt in seinen Niederlagen. — Was Alexander II., der „Befreier" nach dem unglücklichen Krimkriege durch die Aufhebung der Leibeigenschaft begonnen hatte, wodurch er den Millionen seiner Untertanen die leibliche Freiheit schenkte, das hat unser Herr und Kaiser Nikolai II. durch dieses große Manifest vollendet, das Millionen seiner getreuen Untertanen die geistige und geistliche Freiheit geschenkt hat.

Daß dies Geschenk in hervorragender Weise gerade auch uns baltischen Deutschen zugute kommt, dürfte ja wohl allgemein bekannt sein; hervorheben aber möchte ich

147737

Inhalt.

		Seite
I.	Das Drama des Lebens	15
II.	Das Drama des Schwans	30
III.	Das Drama des ruſſiſchen Schriftſtellers	42
IV.	Das Drama Gogoljs	57
V.	Wo gibt's einen Ausweg?	72
VI.	Das Spießbürgertum der Seele („Die Kleinbürger" von M. Gorjki)	87
VII.	Schriftſteller und Leſer	126
VIII.	Der lichte Gaſt. („Im Abgrund" von M. Gorjki)	160

I.

Das Drama des Lebens.

Der verstorbene Wladimir Ssolowjow wollte bei der Eröffnung der „Philosophischen Gesellschaft" in Petersburg einen Bericht verlesen „über das Lebensdrama Platos". Die Wahl dieses Themas interessierte alle in hohem Grade.

Es ist wohl von Interesse, sprachen die Kenner der antiken Philosophie, welches Drama Ssolowjow in Platos Leben gefunden haben mag! — Plato hat bis zum hohen Greisenalter gelebt; er ist ruhmgekrönt gestorben. Sein ganzes Leben hat er in Ehren und Wohlstand verbracht. Die einzige Unannehmlichkeit im Leben des Weisen bestand darin, daß Dionysius, der Tyrann von Syrakus, ihn zu sich eingeladen hatte, um seine Ratschläge zu hören, später aber, seiner Bevormundung überdrüssig, den Philosophen in die Sklaverei verkauft hatte. Aber auch dies hatte nur zum Nutzen Platos gedient. Seine Anhänger hatten sofort eine große Summe Geldes gesammelt und kauften ihren Lehrer los. Und nach diesem Loskauf blieb noch eine so bedeutende Summe nach, daß sie ihm eine

herrliche Villa in der Nähe von Athen dafür kauften, in deren Alleen umherwandelnd, der Philosoph ihnen in der Folgezeit auch die Tiefen seiner Philosophie eröffnete.

Wo ist denn da, fragten die Liebhaber der Philosophie, — wo ist denn da das Material für ein Lebensdrama oder für ein Drama irgendwelcher Art? —

Die interessante, in der Form so kunstvolle und dabei so tief sinnreiche Rede Sslowjows zeigte jedoch, daß das Material für ein Drama wirklich vorlag und daß das Drama selbst sich im Leben Platos abgespielt hat. Sslowjow erfaßte Plato auf dem Scheidewege seines Lebens, bei seinem Überlegen und Schwanken an dem — sozusagen — noch frischen Grabe seines großen Lehrers Sokrates.

Sslowjow stellte die Frage: „Wie konnte Sokrates, der große Gerechte der Alten Welt, ungesetzlicherweise zum Tode verurteilt werden durch das unter den Menschen vollkommenste Gericht, durch das öffentliche Geschwornengericht? Wie konnte eine derartige schreckliche Gesetzwidrigkeit sich vollziehn? —

Hier, im Gericht der Athener über Sokrates, — so entschied der tiefdenkende Redner die Frage, — stießen zweierlei Wahrheiten aufeinander; die eine ist die zeitliche, relative, lokale, menschliche Wahrheit der Athener, und die andre — ist die ewige, absolute, göttliche Wahrheit des Sokrates. Die erstere Wahrheit hatten die Athener durch die gemeinsamen Bemühungen des Volks selbst ausgestaltet. Sie war durch Jahrhunderte geheiligt, sie war ihnen teuer als ihr eigentümlicher Besitz, — aber sie war auch ein

Reflex Athens mit all seinen Vorzügen und Mängeln. Sokrates konnte sich an dieser Wahrheit nicht genügen lassen. Er lauschte der göttlichen Stimme, die in ihm redete, und berief die Athener zu etwas Höherem, indem er sie hinwies auf die glänzenden Höhen der weit in der Ferne aufleuchtenden Gotteswahrheit. — Die jahrhundertelange Wahrheit der Athener schätzte Sokrates gering gegenüber dem Gericht der ewigen göttlichen Wahrheit.

Diese beiden Wahrheiten konnten nicht friedlich nebeneinander bestehn. Die eine mußte der andern den Platz räumen. Auf wessen Seite der äußere Erfolg bleiben mußte, war nicht schwer zu entscheiden. Auf der Seite der zeitlichen, menschlichen Wahrheit stand ganz Athen. Es hatte die physische Übermacht, und diese erdrückte den Sokrates. Der Verkünder der auf Erden sich entwickelnden göttlichen Wahrheit ward durch das Gericht der menschlichen Wahrheit zum — Schierlingsbecher verurteilt.

Sokrates ist gestorben. Seine Stimme ist verstummt, wie der Hahnenschrei, der beim Morgengrauen die Schlafenden aufweckt. Was wird nun weiter werden? Wird mit dem verstorbenen weisen und milden Ausblick des Sokrates auch die schon anbrechende so helle Morgenröte der göttlichen Wahrheit wieder erlöschen? oder werden sich andere Menschen finden, die noch wißbegieriger und tiefer hineinschauen werden in die Augen der höchsten Wahrheit, die noch lauter die Menschen zu ihr hinrufen werden, das Endideal der Menschheit noch höher erheben werden?

Der erste, der auf diese Frage Antwort geben sollte, war Plato. Er war der genialste Schüler des Sokrates,

und die geistliche Erbschaft des hingerichteten Weisen mit allen darauf ruhenden Verpflichtungen mußte dem Rechte gemäß auf ihn übergehen. Plato begriff dieses, und das bildete für ihn den ihm gegebenen dramatischen Moment.

Wie sollte es nun sein? Wohin sollte er sich wenden? Vor seinen Augen breiten sich zwei Wege aus. Die Stimme des Herzens zieht ihn machtvoll auf den Weg des Sokrates, aber dieser Weg, der Weg eines Verkündigers der über der Welt aufleuchtenden ewigen Wahrheit, führt — zum Schierlingsbecher. Soll er nun abweichen von diesem Wege? Soll er wandeln auf dem offenen und breitgetretenen Wege der Menge? Das hieße, seine schönsten Träume vergiften, es hieße, alles in ihm ertöten, was ihm teuer war, wovon sein Herz lebte, wodurch seine Seele entbrannt war in leuchtendem, freudevollem Feuer!

„Wie sollte es nun sein?" Diese Frage war wohl ernster, tragischer, als die berühmte Hamletfrage: „Sein oder Nichtsein?" — Was sollte denn dort, bei Hamlet, sein? was sollte nicht sein? Rächen oder nicht rächen? Den Brudermörder strafen und den Thron einnehmen? oder den Bösewicht in Frieden herrschen lassen? — Bei Plato ist die Frage tiefer und schrecklicher. Bei ihm heißt „Sein oder Nichtsein" — „Mensch sein oder nicht?" — sich der Himmelswahrheit weihen bis zum Tode durch den Henker, — oder selbst ein Henker werden an dieser Wahrheit?

„Dies ist das qualenreiche, verhängnisvolle Lebensdrama, welches Plato erleben mußte, — nicht etwa in der Einbildung des Dichters, sondern im Ernst der Wirklich-

keit", — so sprach Ssolowjow zum Schluß. „Dies gibt mir das Recht, meine Rede mit den folgenden Worten des verstorbenen Dichters Fet zu schließen, der es öfters gern aussprach":

„„Glaubt es mir, mein Teurer, es gibt kein interessanteres, lebensvolleres Drama, als das menschliche Leben, — und der größte Dichter, Künstler und Dramaturg — ist der Herrgott selbst.""

Diese von Ssolowjow angeführten Worte Fets drücken einen tiefen philosophischen Gedanken in schöner poetischer Fassung aus. In der Tat, das menschliche Leben, von den ersten Tagen seiner Existenz an bis zum Moment, wo der letzte Seufzer in der Menschenbrust erstirbt, repräsentiert ein in sich eng zusammenhängendes unbeendetes Drama, welches einzigartig erscheint durch seine Genialität und durch sein tiefes, ergreifendes Interesse, und in welchem wir alle, — wie auch unsere Stellung, unser Gedankenkreis und unsere Bildung sein mögen, — unausbleiblich dazu bestimmt sind, diese oder jene Rolle zu spielen. Was ist ein Drama? Worin besteht das Wesen desselben? Als Grundlage jedes Dramas erscheint der Konflikt zweier — in irgend einer Beziehung gegeneinander feindlichen — Prinzipien oder Grundlagen und Kräfte des Lebens; — doch alle Grundlagen und alle Kräfte des Lebens können zusammengefaßt und bestimmt werden in den beiden grundlegenden, in der Welt wirkenden Prinzipien und Kräften, — in den Kräften des Guten und des Bösen. Und diese beiden Kräfte kämpfen beständig miteinander, wobei sie der ganzen Menschheit im allgemeinen und jedem einzelnen Menschen

insbesondere immer neue und wieder neue dramatische Situationen schaffen.

Der menschliche Geist in der Person seiner vorzüglichsten Vertreter, der Lehrer des Guten und der Wahrheit, hat diese dramatische Grundlage seiner Existenz schon seit langem begriffen. Die Religion der alten Ägypter redet von dem beständigen Kampf der lichten Isis, der Mutter alles Seienden und Göttin der Fruchtbarkeit, der Freude und des Wohlgefühls, mit dem finsteren, unheilkündenden Typhon. Die heiligen Schriften der alten Perser (des „Zend" volks) stellen die ganze Welt und das ganze Menschenleben nicht anders dar, als das Resultat einer unablässigen Feindschaft zwischen dem Gott des Guten und dem Gott des Bösen, zwischen Ormuzd und Ahriman. Die Griechen des klassischen Altertums sehen ihren großen Heros, den Herakles (Herkules), an der Schwelle seines Lebens in schwerem Bedenken befangen. Vor ihm teilt sich der Weg, und auf dem Scheidewege sieht er zwei Frauengestalten — die Personifikationen des Guten und des Bösen, der Tugend und des Lasters. Jede lockt den Heros an sich und will ihn nach sich ziehen. Unsere (russischen) alten Sagen sprechen ebenfalls von einem solchen Scheidewege auch für einen russischen wackern Nationalhelden. Ein bekanntes Gemälde Wasnezows illustriert diesen dramatischen Moment in schöner Weise. Der jugendliche Recke, voll Kraft und Kühnheit, ist auf seinem guten Rosse ins Feld geritten. Vor ihm ist die Ferne, von Nebelwolken verhüllt. Was vor ihm liegt, ist unbekannt. Hier und da zeigen sich — stehend und liegend — Steine, Grabsteine: mehr als

ein wackrer Held hat dort sein Haupt niedergelegt, mehr als einen Recken hat dort die alte Schlange gebissen und getötet, — der grausame Kummer! — Das Roß hat schroff zurückgescheut: es hat sich zurückgestemmt mit den Vorderfüßen, es hat den Kopf niedergebeugt, bereit zum Rückwärtsschreiten. Der Recke hat sein Haupt gesenkt, seine Lanze auf den Sattelknopf gelegt und ist in Nachdenken versunken. Vor ihm befindet sich ein Pfosten und auf diesem die bekannte Aufschrift: „Gehst du nach links, so wirst du dein Roß verlieren, wendest du dich nach rechts, so gehst du selbst zugrunde," — d. h., wenn du nach rechts auf dem rechten Wege weitergehst, so wirst du im ehrenhaften Kampf für die Wahrheit untergehn, aber wenn du nach links gehst, so wirst du selbst erhalten bleiben, allein du wirst deinen Stolz, deinen besten Freund und Geleiter — deine Ehre verlieren. —

Endlich sagt uns auch das große Buch des Lebens, das Evangelium, daß nicht nur das ganze Leben der Menschheit ein ununterbrochenes, zusammenhängendes Drama ist, sondern daß es auch in ihm, wie in jedem andern Drama, Momente von besonderer Erhebung, von der höchsten Anspannung dramatischer Kraft gibt, — und daß es einen solchen Moment in der Geschichte der Menschheit gegeben hat! — Das war der Moment der Versuchung Christi, als im Schweigen der Wüste zusammenstießen die ganze, in Vollkommenheit fleischgewordene, göttliche Wahrheit und die ganze Macht und Berückung des Bösen, das so gewaltig über die Welt herrschte. Dieser Moment ist, wenn man sich ernstlicher hineindenkt und sich bemüht ihn zu fassen von erschütternder dramatischer Kraft.

In die Welt tritt sie ein, die fleischgewordene Gottheit. Es erhebt sich nicht bloß eine Morgenröte der Gottes-wahrheit, wie sie dem Blicke des Sokrates und des Plato sich gezeigt hat, sondern es geht die helle Sonne auf, die die volle Wahrheit mit sich bringt, welche imstande ist, alle Wirren des Lebens zu lösen, die jahrhundertelangen Rätsel des Daseins aufzuschließen und den Weg zu erleuchten zu einer besseren Zukunft, zum Triumph des Guten auf Erden, zum Reiche Gottes unter den Menschen. Das Böse fühlt, daß der entscheidende Moment für dasselbe gekommen, daß für dasselbe die Frage gestellt ist: Sein oder Nichtsein?!

Carlyle sagt in seinem tiefsinnigen und mitunter begeisterten Buche, im „Sartor resartus", daß ein Mensch mit lebendigem Geiste der schlimmste Feind sei, den der „Fürst der Finsternis" überhaupt haben könne, und daß, unzweifelhaft, jedesmal, wo solch ein Mensch seine Stimme erhebt, das ganze Reich der Hölle erzittert und neue Emissäre mit neuen Listen ausrüstet, um ihn womöglich einzufangen, ihm die Augen zu verbinden und ihn zu fesseln.

Dort in der Wüste war nicht nur ein Mensch mit einem lebendigen Geiste, sondern der im Menschen verkörperte Geist des Lebens, die fleischgewordene Gottheit. Darum mußte das Böse seine äußersten Kräfte anstrengen. Es hatte einmal schon versucht, in den Kampf zu treten mit der fleischgewordenen Wahrheit, es hatte gedacht, sie in der Wiege zu töten, aber, wie es sich zeigte, erfolglos. Wir können, einen bekannten Vers Alexei Tolstois in

seinem „Johannes von Damaskus" umschreibend, hier sagen:

„Über Gottes Wahrheit haben keine Macht
Weder Herodes noch seine Krieger."

Nun streckt das Böse anstatt des im sittlichen Kampfe kraftlosen Wolfzahns seine Fuchsklauen aus. Der Geist des Bösen, der stolze Beherrscher des vom Mammon unterjochten Menschen, führt Christum auf den Gipfel eines Berges, er zeigt Ihm alle Reiche der Welt und verspricht Ihm das alles zu geben, wenn Er nur das Reich des ethischen Lichtes und des geistlichen Wachsens mit dem Reiche der fleischlichen Sättigung („Verwandle diese Steine in Brot!") vertauschen wolle, — und wenn er den Geist lebensvoller Liebe und freiwilligen Dienstes vor der ewigen Wahrheit eintauschen wolle gegen die sklavische Anbetung eines unfaßlichen, schrecklichen Wunders („Laß dich hinab von diesem Berge!"). — — „Ich will dir geben alle Reiche der Welt und all ihre Herrlichkeit, so du niederfällst und mich anbetest!" spricht der Geist des Bösen zu Christo. „Leuchte in die Welt und laß dein Licht auf die Menschen strahlen durch mein Prisma." „Hebe dich von Mir, Satan!" — antwortet Jesus. „Man soll Gott allein anbeten und Ihm allein dienen!" —

Die für die Welt und die Menschheit verhängnisvolle Frage ist damit entschieden, und sie ist im rechten Sinne bejahend entschieden: „Das Gute soll bestehn! Die göttliche Wahrheit soll bleiben unbefleckt und verkörpert in Vollkommenheit auf der Erde!" —

Prinzipiell ist also die Frage entschieden, aber es bleibt

noch ihre praktische Seite übrig, die Frage über die Verwirklichung dieser Wahrheit im Leben, über die volle Verkörperung derselben in den Menschen. Der Mensch, der oftmals wie ein Raubtier gewesen ist und es (leider!) nicht selten auch jetzt noch ist, — er soll nicht nur ein Mensch werden im vollen Sinne dieses Worts, sondern er ist auch verpflichtet fortzuschreiten, sittlich emporzuwachsen und nach dem Gottmenschentum zu streben: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist", — das ist die Aufgabe, die das Evangelium den Menschen stellt.

Dieses evangelische Ideal der Gottmenschheit steht unermeßlich höher, als das in letzter Zeit von Nietzsche aufgestellte Ideal der Übermenschheit.

Wladimir Ssolowjow erklärt in seiner Vorrede zur „Rechtfertigung des Guten" den lärmenden Erfolg der Philosophie Nietzsches von der „Übermenschheit" durch die sittliche Stumpfheit der modernen Gesellschaft, und von Nietzsche selbst sagt er etwas derb aber treffend, daß er „im Seichten schwimme". In seiner Philosophie vom „Übermenschen" schwimmt Nietzsche nämlich geradezu „in seichtem Wasser". Ohne mich ausführlicher auf das Einzelne in der philosophischen Abschätzung von Nietzsches Lehre einzulassen, will ich zur größern Klarheit der Sache ein literarisches Beispiel anführen. Nehmen wir unsern Gorjki, der plötzlich als so leuchtendes Meteor am literarischen Horizont aufgeflammt ist. Dies ist ein Schriftsteller, der, obgleich stolz auf seine echt russische und volkstümliche Richtung, doch noch bis heute in Stiefeln einher-

schreitet von deutscher Arbeit nach Nietzsches Zuschnitt. Und diese Stiefel pflegen bei jedem Schritt und bei jeder Biegung der Sohle unerträglich zu knarren von der Beugung vor dem „Übermenschen" Nietzsches, vor der Kraft, von welcherlei Art sie auch sein möge.

Erinnern wir uns seiner formvollendetsten Schöpfungen, wie „Malwa", „Auf den Flößen", „Sechsundzwanzig und Eine". — Was ist Malwa, diese Fee der Fischereien, diese junge, kräftige, hochgewachsene Schöne, welche der Autor mit so leuchtenden Farben und, ich möchte sagen, mit solch liebevollem Eingehn schildert, — und die fast mit jedem Wechsel von Ebbe und Flut des Meeres auch die Auserwählten ihres Herzens wechselt mit der launischen Freiheit der Meereswelle, die hier oder dort das Felsenufer mit ihrem Kuß beglückt? Was ist sie? — ein Mensch? oder ein Übermensch? — Weder das eine, noch das andere! Malwa ist ein junges, schönes und kraftvolles — Tier. Ja, möge mir der Leser die Schärfe des Ausdrucks zugute halten, — Malwa ist eine junge, kräftige Steppenschönheit, eine Stute, die mit stolz flatternder Mähne und wehendem Schweif frei durch die Steppe dahineilt, in ihrem Laufe mit dem Sturmwind wetteifernd, — und frei bald dieses, bald jenes Steppenroß mit ihrer Gunst beglückt. Das ist keine Frau, es ist ein (tierisches) Weibchen. Es ist also auch kein Mensch, geschweige denn ein „Übermensch", — es ist ein „Untermensch". Auch die Mehrzahl der andern Helden Gorjkis, die er sichtlich als Leute der Kraft, als unsere „Übermenschen" feiert, — sie sind in Wirklichkeit nicht einmal Menschen, sondern „Untermenschen".

Nehmen wir z. B. die Erzählung „Auf den Flößen".*) Die Stämme und Balken werden stromabwärts geflößt. Eine ganze Bauernfamilie, ein Knecht, der greise verwitwete Vater und dessen erwachsener Sohn mit seiner Frau lenken die Flöße. Der Sohn, ein schwacher, kränklicher Bursche, und der Knecht sitzen hinten auf dem Floß, seine Frau aber, ein junges, hübsches, kraftvolles Weib, lenkt mit dem Vater, einem noch wie eine stämmige Eiche kraftvollen Greis, das Floß an der vorderen Seite. Der alte Vater liebkost fast schamlos offen seine Schwiegertochter, und diese, unzufrieden mit ihrem sauertöpfischen schwachen Mann, schmiegt sich weich an den strammen eichenfesten Alten. Der Knecht macht sich über den Burschen lustig, indem er auf das Liebespaar im Vorderteil hinweist, und der Ehemann in seiner Schwäche und Niedergeschlagenheit findet nicht einmal die Kraft zum Zürnen.

Die ganze Erzählung, in der Form von künstlerisch schöner Vollendung, bietet eine treffliche Illustration zu dem düstern Grundmotiv Nietzsches: „Vae victis!" „Wehe den Besiegten!" „Den Starken gehört die Welt!"

Und was bedeutet dies? Welche Stärke wird hier verherrlicht? und wer ist dieser Greis, der Held „auf den Flößen?"

Wenn Malwa, unserer Ansicht nach, nicht ein Mensch, sondern ein junges, schönes Steppenpferd war, so wird

*) In der deutschen Übertragung: „Die Holzflößer".

dieſer alte Flößer vor unſern Augen kein „Überbauer", ſondern ein plumper wilder Eber; die ganze Erzählung aber, in wie wundervoller Umgebung ſie auch vor ſich geht und in wie meiſterhaft kunſtvoller Schilderung ſie auch dargeſtellt iſt, — ſie wird zu einer Unflätigkeit. —

Wo iſt nun dort das „Übermenſchentum? Es handelt ſich hier nicht um ein Emporheben, ſondern um ein Niederſinken. Höher als der Menſch iſt die Gottheit, — niedriger — das Tier. Wenn es bei uns üblich geworden, die Menſchlichkeit als Humanismus oder Humanität zu bezeichnen (von dem lateiniſchen „humanus" = „menſchlich"), ſo müßte man das „Übermenſchentum" als „Diwinismus" benennen (vom lateiniſchen „divinus" = „göttlich"). Im Nietzſcheanismus finden wir aber nicht nur keinen Diwinismus, ſondern manchmal auch keinen Humanismus, vielmehr am häufigſten, wie bei Gorjkis Malwa und bei ſeinem alten Flößer einen plumpen Zoologismus. Und dieſer letztere iſt, wie ich ſchon ausgeſprochen habe, kein Übermenſchentum, ſondern ein Untermenſchentum.

Das Übermenſchentum offenbart ſich nicht ohne weiteres in der Kraft überhaupt, welcherart ſie auch ſein möge, ſondern in der vernünftigen, disziplinierten Kraft. Die Kraft an ſich ſelbſt kann eine grobe, elementare, blinde ſein, wie z. B. die Kraft eines Vulkans, eines Wirbelſturms oder die Kraft eines wilden Büffels oder Ebers. Die menſchliche Kraft aber offenbart ſich darin, daß ſie durch ihren Intellekt dieſe blinde, elementare Kraft ſich unter-

wirft; — die übermenschliche Kraft aber darin, daß sie sich selbst und die ihr unterworfenen Kräfte zur Verwirklichung höherer, nicht menschlicher, sondern übermenschlicher, göttlicher Zwecke benutzt.

Jede Kraft ist schön, wenn sie beseelt ist von irgendeiner höhern Idee und sich äußert in vernünftiger schöpferischer Tätigkeit. Wenn sie aber alles zerstört und unterdrückt, so bringt sie nur Entsetzen mit sich und wird mit Recht als Unheil bezeichnet.

Schon vor dritthalb tausend Jahren erhoben die Griechen den Herkules zum „Übermenschen", zum Halbgott, weil er den Löwen getötet, die Hydra erwürgt und das Land von allerlei Ungeheuern befreit hatte; nicht aber, weil er, auf seine Kraft vertrauend, andern Menschen die Gurgel durchbissen und alle erwürgt hätte, die ihm in den Weg kamen, noch auch dafür, daß er selbst ein Ungeheuer gewesen zum Schrecken der ganzen Gegend. So wird auch jetzt für einen rechten Helden, für einen Übermenschen und Halbgott nicht der gelten, der sich wie ein Löwe auf eine Herde Schafe, mit dem Rufe: „vae victis" auf den Haufen stürzt und über alle Furcht und Entsetzen bringt; sondern der, welcher wie Herkules, die Menschheit von allen Schreckgestalten befreien wird, der sich nicht fürchten wird, in den Löwenzwinger des menschlichen Herzens einzutreten und dort nicht nur das fürchterliche, mit dräuend gesträubter Mähne ihm entgegentretende Böse töten und die Hydra der Unwahrheit ersticken, sondern auch das wilde Tier im Menschen lebendig zähmen und seine ganze raubgierig zerstörende Kraft umlenken wird zu kräftig gestaltender Arbeit,

zum lebendigen Gotteswerk, wie bei dem Nekraßowschen Helden Wlaß, dessen

„ganze gewaltige Seelenkraft
aufging in dem Gotteswerk,
gleich als ob von Jugend auf
ihm alle wilden Begierden fremd gewesen wären."

Ein solches Werk zu vollbringen, — das wird eine wahrhaft übermenschliche Tat sein, und die moderne Menschheit, die in ihren Augiasställen erstickt, wartet sehnend auf die Übermenschen, auf die neuen Herkulesse, die sie emporzögen aus ihren Sumpfgründen, ihr die schlafesschweren Augenlider öffneten und sie dahin brächten,

„Wo die Himmel von Liebe strahlen,
Wo die Wahrheit heller leuchtet, als die Sonne."

II.

Das Drama des Schwans.

Im großen Saale des altertümlichen, noch aus Potjomkins Zeiten ſtammenden Tauriſchen Palais in Petersburg fand ein ſymphoniſches Konzert ſtatt, deſſen Hauptnummer die wundervolle ſechſte Symphonie Tſchaikowskis bildete, die kurz vor dem ſo frühen Tode des talentvollen Komponiſten erſchienen war.

Das Orcheſter leitete der bekannte Leipziger Dirigent Arthur Nikiſch, ein warmer perſönlicher Freund und Verehrer Tſchaikowskis. Alle ernſtern Muſikliebhaber Petersburgs hatten ſich zuſammengefunden, — es gab keinen unbeſetzten Platz im Saal.

Die erſten zwei oder drei Muſikſtücke rauſchten faſt unbemerkt vorüber. Der Saal wartete auf die Symphonie. Und da begann ſie auch ſchon. Arthur Nikiſch dirigiert auswendig. Unter ſeinem talentvollen Dirigentenſtab verwandelt die begeiſterte Muſik Tſchaikowskis das ganze Orcheſter. Dies große und vielfach zuſammengeſetzte Orcheſter des Konſervatoriums ſtrömte zuſammen zu einer lebendigen Seele, — und dieſe Seele, bedrängt

und niedergedrückt durch etwas Schweres, stöhnte, suchte einen Ausgang, sie wand sich. Bald murrte sie unwillig, bald seufzte sie voll Trauer unter halbunterdrückten Tränen tief auf. Und dieses unterdrückte Stöhnen, diese kummervollen Seufzer, die von der Estrade her erschallten, — sie fanden einen Widerhall stillen Trübsinns im Saale. Sie holten aus dem Grunde der Seele etwas Gutes hervor, etwas Lichtes aus ferner Vergangenheit; sie riefen teure Schatten hervor, die — wie in Wolken — in verschwimmendem Zuge durchs Herz schwebten und es nach sich zogen in eine Welt reiner Gedanken und heiliger Gefühle. Wir hätten uns mögen erheben und ihnen nachfliegen, aber wir fühlten, daß wir zu schwer belastet sind, daß es uns niederzieht, daß wir an die Erde gefesselt sind. Und wir folgen mit Trauer dem Zuge der Schatten. Wir möchten weinen; wir verstehen es, worüber dort auf der Estrade eine geniale Seele seufzt und oft auch aufstöhnt.

Ich lauschte und träumte im Wachen: Ich sah vor mir eine Bucht des Flusses. Es war Herbst, ein trüber Tag. Es war kühl, und ein feiner Regen rieselte nieder. Über den See hin zogen in Scharen die Schwäne; sie fliegen gen Süden, dahin, wo der Himmel ewig blaut, wo die Sonne so hell scheint, wo so viel Licht, Freude und Wärme ist.

Kühn und leicht ziehn sie hoch droben dahin. Mit lautem und fröhlichem Schrei rufen sie die verspäteten Gefährten zu sich. Aber unten, am Ufer der Bucht, unter dem entblätterten Gesträuch auf dem grauen und kalten Wasser des Flusses schwimmt leise, leise ihr einsamer Ge-

fährte. Er kann nicht mit den Freunden gen Süden ziehn, — ein Flügel ist ihm gebrochen.

Mehr als einmal hat er versucht, mit dem gesunden Flügel emporzufliegen: er erhob sich ein wenig — und fiel sogleich wieder ins Wasser. Unwillig schrie er auf, er stöhnte und wand sich, und endlich — verstummte er. Als Antwort auf die Rufe von oben sendet er von unten Seufzer, und in diesen Seufzern liegt seine ganze Sehnsucht nach dem Süden, der Gram über seine Einsamkeit und die Trauer über seine Kraftlosigkeit.

Der Schwan tat mir so leid. Mit ihm gemeinsam durchlebte ich das Drama des zerschlagenen Flügels. Wie oft habe ich selbst es versucht, mich hoch zum Himmel emporzuschwingen, habe kraftvoll mit dem Flügel geschlagen; — ich flog empor und — stürzte nieder: der andere Flügel war gebrochen, er war durchnäßt und zog mich mit seiner schweren Last zur Erde nieder. Ich saß still da und seufzte leise.

Von der Estrade tönten immer neue Seufzer zu mir herüber; sie wurden leiser und starben hin — irgendwo, tief innen in meinem Herzen. Ich fühlte, daß ich nicht allein leide, daß vor mir sich eine große und geniale Seele offenbart, die mit erbarmender Liebe auf mein krankes Herz schaut, — und unter ihrer zarten Liebkosung wurde mein Gram gelinder.

Plötzlich schien es mir, daß die ganze musikalische Seele Tschaikowskis nur *eine* unschätzbare, gewaltig große, zarte Vase vom feinsten Porzellan und von kunstvollster Arbeit sei. Sie ist ganz erfüllt mit duftendem heiligem

Salböl und oben hermetisch verschlossen. Längs der Vase aber geht ein Riß, ein leichter, haarfeiner, kaum bemerkbarer, — aber doch ein Riß über die ganze Vase hin. Durch diesen Riß sickert in feinsten Tröpfchen das Salböl und fällt zu Boden in schweren Tropfen. Von jedem Tropfen wird die Luft ganz mit Wohlgeruch erfüllt. Es ist das Aroma einer genialen poetischen Seele.

Die Symphonie war zu Ende. Ich ging heim, ohne die zweite Abteilung abzuwarten. Ich befand mich ganz unter dem Eindruck des erlebten, poetisch von mir mitempfundenen „Schwanen"-dramas. Ein Tropfen vom Genius Tschaikowskis hatte das Gefäß meiner Seele bis zum Rande gefüllt, — und ich fürchtete, daß ein neues Musikstück etwas von dem kostbaren Salböl in mir verschütten könnte.

Am Ausgang begegnete ich einem mir bekannten Franzosen, einem Professor der französischen Literatur an einer der höheren Lehranstalten Petersburgs. Er war auch im Weggehn.

„Genug", sagte er, nachdem wir uns begrüßt hatten. „Mehr möchte ich nicht hören, weder Wagner, noch Mendelssohn. Sie werden mich jetzt nicht mehr erwärmen, höchstens nur zerstreuen."

Darauf, nachdem er einen Augenblick innegehalten, fragte er:

Sagen Sie mir, was seid Ihr für ein Volk, ihr Russen? Zwanzig Jahre leb' ich unter euch und kann es nicht fassen.

Über Euch ist der ewig trübe, düstere Himmel, grau, wie Euer Soldatentuch; — es ist kalt bei Euch; — und doch, wenn man sich Euch nähert, wenn man Euch ins Herz schaut, da wird es uns selbst licht im Herzen, warm in der Seele. Dazu seid Ihr unzivilisiert, gröblich unkultiviert für unsere Anschauungen: Ihr versteht weder vernünftig zu arbeiten, noch Euch zu belustigen. Es leben bei Euch, selbst bei Städten mit Universitäten, wie z. B. bei Kasan, ganze Volksstämme von Heiden. Das fruchtbarste Land ward Euch, — und doch lebt Ihr schier in Hungersnot. Es tut einem weh, auf Euch zu blicken. Euer Unverstand muß unsern Verdruß erregen. Man möchte Euch schelten, ja schlagen, — und doch zieht es uns zu Euch. Es liegt in Euch etwas, was uns, die Menschen einer höher als Ihr kultivierten Nation, in Eurer Nähe besser macht, erweicht, uns, wenn man so sagen kann, vermenschlicht, höher hebt und uns dem „Übermenschen" näher bringt. So ist eben z. B. Euer Tschaikowski mir in die Seele gedrungen und hat sich dort irgendwo durchgegraben bis zu meinen besten Gefühlen; er hat mich genötigt, die schönsten Momente meiner Jugend wieder zu durchleben, er hat mich gleichsam verjüngt, mich mit erfrischendem Tau gewaschen. Die ganze Zeit über vertiefte ich mich in meinem Herzen in meine frühern Erlebnisse, als ob vor mir ein heiliger Schrein stände, in welchem alle die mir so teuren Briefe zusammengelegt waren, die Briefe meiner ersten aufrichtigen Liebe, die sich später nie wiederholt hat. Ich nahm diese Briefe, ich überlas sie mit stillem Gram, las Zeile für Zeile und legte sie dann mit verhaltenem Seufzen

beiseite. Und soviel der Briefe waren, so viel Seufzer stiegen auf, — denn jene Briefe waren Träume, — die Träume meiner längst vergangenen lichten Jugend. Woher liegt doch in Euch, in Euren Talenten, in Eurer Poesie und Eurer Musik eine solche Gewalt über die menschliche Seele? — fragte zweifelnd der Franzose.

Ich mochte nicht philosophieren und kritisieren. Ich antwortete kurz: „Lassen wir das auf ein anderes Mal! Wissen Sie, wir Russen haben solch einen Brauch: in der Stillen Woche (Marterwoche) tragen wir uns aus der Kirche eine brennende Kerze nach Haus und hüten sie sorgsam, daß sie vom Winde nicht verlöscht werde. Jetzt eben brennt in uns beiden eine solche Kerze; — wollen wir nicht im Winde davon reden! wollen wir leise nach Haus gehn!" — Wir gingen bis zur nächsten Straßenecke und trennten uns.

Damals habe ich geschwiegen auf die Frage des Franzosen, jetzt aber würde ich ihm antworten, daß die Gewalt des russischen Talents über das menschliche Herz so groß ist, weil dieses russische Talent selbst mehr als irgend ein anderes im Herzen lebt, weil es auf alle Eindrücke des Lebens vor allem mit dem Herzen reagiert und das Leben vor allem nach dem Herzen, dem innersten Gefühle, schätzt.

Ich habe zwei kleine Bekannte, einen Knaben und ein Mägdlein, so liebe Kinder von wunderbar gutem und scharf beobachtendem Naturell. Wenn man ihnen erzählt oder vorliest von einer neuen Persönlichkeit, sei es ein historischer oder sozialer Held, oder ein Denker, ein Gelehrter, eine literarische Größe oder einfach ein Bekannter,

so fragen sie gewöhnlich gleich immer dasselbe: „Ist er aber ein guter?"

Sie treten an den Menschen heran ganz zuerst von der Seite des Herzens, sie schätzen in ihm vor allem die Güte, und sie empfinden im Leben mit besonderem Scharfsinn den Mangel nicht sowohl an Bildung, materiellem Wohlstand oder politischer Ordnung, als vielmehr gerade den Mangel des Guten. So ist's auch mit dem russischen Talent. Es sucht im Leben vor allem „das Gute" und fühlt sich qualvoll bedrückt durch das spärliche Vorhandensein desselben in den Menschen und im eignen Innern.

Das allgemein menschliche Weltdrama, das Drama des ewigen Kampfes des Guten mit dem Bösen in den Menschen, es wird von dem russischen Menschen mit besonderer Energie empfunden und durchlebt.

Unsere Slawophilen liebten es zu wiederholen und bemühten sich es zu beweisen, daß das russische Volk eine besondere providentielle Bestimmung habe, daß auf ihm eine messianische Aufgabe liege, daß es allein in vollkommenem Maße den Christ (den Messias) verkörpert habe und daher berufen sei, diesen Christus den übrigen Völkern vorzuzeigen.

„Das russische Volk ist der Gottesträger", sprachen die Slawophilen.

Eine solche Bestimmung ist unbescheiden, sie klingt nach Prahlerei, nach nationaler Selbstüberschätzung und — ist völlig unrichtig. Der tiefsinnige Psychologe Dostojewsky hat nicht als einen zufälligen, sondern als einen Grundzug der russischen Volksseele wahrgenommen und in grellen

Farben gezeichnet das „Karamasowsche“ *) Wesen, mit einer Beimischung aber einer solchen „karamasowschen“ elementaren animalischen Kraft geziemte es einem Volke nicht, sich für einen Gottesträger zu halten, und in ihm sitzt noch tief und fest das „Tier“.

Aber wenn man das russische Volk auch nicht einen Gottesträger nennen kann, so kann und soll man es doch anerkennen als einen Gottsucher! Wenn das russische Volk, um in der Sprache desselben Dostojewsky zu reden, unter seinen Füßen vor sich einen Abgrund des Bösen sieht, so erblickt es von der andern Seite auch einen Abgrund des Guten und sucht aus dem erstern mit Schmerzen einen Übergang in den andern. Nehmen wir Johann den Schrecklichen. Da haben wir einen typischen Vertreter der entfesselten russischen Karamasowkraft, einen Vertreter, der indessen erzitterte vor dem ihn umgebenden „Abgrund“ des Bösen. Er verbreitet Schrecken, er geht bis zu den äußersten Grenzen der Grausamkeit und sittlichen Verworfenheit, aber derselbe Mann strebt auch qualvoll danach, sich zu erheben über diesen Abgrund vom Bösen und sich emporzuschwingen zur Höhe. Nicht umsonst hat er nach den schrecklichen Hinrichtungen und den Szenen wüster Ausschweifungen ganze Nächte lang gebetet, hat hunderte von Kniebeugungen gemacht, mit der Stirn an den Boden geschlagen bis zu Beulen und Wunden — und nach solchen Gebetsübungen begann er wieder mit seinen Hinrichtungen, ergab sich wieder der schändlichen

*) Hinweis auf Dostojewskis bekannten Roman „Die Brüder Karamasow“. (Anm. des Übersetzers.)

Orgie. Da wand sich auch in der breiten Brust und schlug verzweifelnd um sich ein großes „Schwanenherz", das Herz eines Schwans, dem nicht einer, sondern beide Flügel gebrochen waren, und bei dem das Drama der Versuche „gen Süden" zu fliegen, daher um so qualvoller war.*)

Im Kijewschen Legendenbuch findet sich eine erschütternde Erzählung von einem gewissen Gottesstreiter Johannes. Erschöpft von dem sittlichen Kampf mit dem Karamasowschen „Tier" in sich, läßt dieser Johannes, aus Furcht, daß es ihm nicht dauernd gelingen werde, sich auf der rechten Höhe zu erhalten und „nach dem Süden" zu entfliehen, — sich bis an den Hals in die Erde eingraben.

Wenn es ihm über seine Kraft zu gehn scheint, durch Anspannung des eignen Willens eine Brücke zu schlagen über diesen Abgrund des Bösen, so versucht er, ihn wenigstens mit Erde zuzuschütten. Man sehe nicht herab auf diese Kasteiung! Auch hier schlägt ein „freiheitdürstendes" Schwanenherz, es windet sich in den Krallen des Tiers und macht die letzten Gewaltanstrengungen, um sich loszureißen und gen „Süden" zu fliegen.

In der dunklen kleinen Zelle des Johannes vollzog sich ein großes Drama. Hier geschah Ähnliches, wie in dem tiefsinnigen und gewaltigen rein biblischen Bilde: In der Bibel wird erzählt, wie einst Jakob eine ganze Nacht bis zum Morgengrauen mit Gott gerungen habe und daß

*) Man kann diese viel zu hoch gegriffene Charakteristik des Wüterichs dem Patriotismus des edlen Autors wohl zugute halten. (Anm. des Übersetzers.)

er seit der Zeit „Israel" genannt worden sei, was „Gotteskämpfer" bedeutet. Im Herzen des Johannes wurde nicht nur „eine Nacht bis zum Morgengrauen", sondern lange Monate hindurch ein unermüdlicher Kampf geführt, der Kampf des Karamasowschen Tierwesens mit Gott.

Ich wage dafür zu halten, daß im Vergleich mit diesem Drama in der Höhlenzelle des Johannes — all unsre Dramen, die in den Boudoirs, in den Salons und auf den Brettern der Theaterszenen sich abspielen, — ein klägliches kindisches Wimmern sind im Vergleich zu machtvollen Donnerschlägen, — das schwache Aufflackern eines Schwefelhölzchens zum grellen Aufleuchten des Blitzes, der plötzlich die ganze Atmosphäre erfrischt und reinigt. Und wieviel Hunderte, Tausende und Zehntausende solcher Dramen könnten uns die tiefen Schluchten der Wälder, die Gewölbe der engen Zellen und der düstern Höhlen kundgeben!

Aber — du kannst wohl vor den Menschen fliehen, aber vor dir selbst kannst du dich in keiner Zelle oder Höhle verbergen, — spricht Tychon von Zadom, dessen wunderbares Herz wie ein köstlicher Edelstein hervorleuchtet in der Krone des russischen Volksgeistes. Daher dienen als Schauplätze dieses „Schwanendramas", des Kampfes des Karamasowschen Tierwesens mit Gott, nicht nur die Waldschluchten, die Höhlen und Zellen. Es regen sich die Schwanenflügel auch in den Herzen von Millionen des übrigen russischen Volks. Leises Stöhnen und tiefe, schmerzliche Seufzer ertönen von den verschiedenen Buchten her bis zu uns und durch das ganze russische Land.

Ich erlaube mir zu behaupten, daß unsere gequälte Volksseele Ruhe finden wird nicht dann, wenn der russische „zweiköpfige Adler" seine Flügel machtvoll in ihrer ganzen Länge ausbreiten und mit ihnen die halbe Welt überschatten wird: sowohl den warmen Bosporus, als auch das Reich des Darius und die Ufer des Ganges, — sondern dann, wenn in ihm hoch über das Karamosowsche Tierwesen mit beiden Flügeln sich erheben wird der lichte „Schwan" und mit lautem Freudenruf nach dem „Süden" hinfliegen wird.

Ich will nicht sagen, daß der lichte Drang nach dem „Süden" und das Drama des „Schwans mit gebrochenem Flügel" etwa nur eine Eigentümlichkeit des russischen Herzens bildete. Nein, ich habe es schon ausgesprochen, daß der Kampf des Guten mit dem Bösen ein allgemein menschliches Weltdrama ist, ein Drama aller Länder, Völker und Zeiten. Ich möchte nur hervorheben, daß eben, im gegebenen Moment, dieses Drama mit besonderer Kraft und Schärfe von dem russischen Volk durchlebt wird, daß unsere Volksseele gerade der Winkel der großen, allgemein menschlichen Arena ist, in welchem stärker als an andern Orten aus der Brust die Seufzer sich mächtiger hören lassen, wo sie voller als sonst irgendwo hervordringen. Als evidenter und überzeugender Beweis hierfür dient, meiner Ansicht nach, jenes schwere innere Drama, welches gemeiniglich jeder russische Schriftsteller unausbleiblich durchlebt, jeder Künstler des Worts, der das enge organische Band, das ihn mit dem Volkselement verknüpft, nicht zerrissen hat.

Jeder künſtleriſche Schriftſteller, jeder, der die Gedanken und Gedankenrichtungen des Volks auszudrücken weiß, bildet einen Teil von jenem Aroma der Volksſeele, aus welchem ein feinempfindender Menſch ſchon von ferne erkennt, wonach hier der Odem der Volksſeele wehet: ob ſie nach friſchgemähtem Wieſenheu, nach dem Dunſt geheizter Wohnungen duftet, oder nach dem Kohlenrauch der Fabriken, — nach dem Obſtgarten oder dem Stalldünger. Wenn man von dieſer Seite aus die beſondern Eigentümlichkeiten der ruſſiſchen poetiſchen Kunſtſchöpfungen betrachtet, ſo muß man ſagen, daß als charakteriſtiſcher Zug der ruſſiſchen Volksſeele überhaupt ihre — Religioſität erſcheint, das Suchen nach der Gottheit in ſich, in den Menſchen und im Leben, das Streben nach einer höhern ſittlichen Vollkommenheit, vor allem der Kampf — nicht um eine äußere, politiſche Freiheit, ſondern um die innere geiſtliche Freiheit, um die Befreiung von dem Tier im Menſchen ſelbſt.

In Abhängigkeit hiervon gewinnt die Rolle des Kunſtſchriftſtellers in der ruſſiſchen Geſellſchaft ihre ganz beſondere, geheiligte Bedeutung, was unausbleiblich nach ſich zieht jenes „Verhängnisvolle“, worauf Nekraſſow im Schickſal des Schriftſtellers hingewieſen hat.

III.

Das Drama des ruſſiſchen Schriftſtellers.

Der Schriftſteller im wahren Sinne des Worts iſt in ſeiner Art ein vergrößernder optiſcher Apparat, dazu beſtimmt, in ſich, in ſeiner Seele, wie in einem Brennpunkt, alle die in der Geſellſchaft zerſtreuten Lichtſtrahlen zu ſammeln und danach mit einem gemeinſamen ſtarken Strahl alles zu erwärmen, zu entflammen und zu erleuchten, worauf er gerichtet iſt.

Im ſozialen Bewußtſein, welcherart es auch ſein mag, ſtrömen doch ganz unvermeidlich, wie der Blütenſtaub in der Luft, unklare, zuzeiten gar nicht faßbare Antriebe und Beſtrebungen dahin zum „Lichte“, zum „Süden“, zur höhern Wahrheit, zum Triumph des Guten. Die Seele des Schriftſtellers muß all dieſen wertvollen „Staub“ ſammeln, in ſich aufnehmen, ſich von ihm befruchten laſſen, oder ſelbſt von ihm befruchtet ſein, um ihn unter ſeinem Herzen zu tragen und dann in vollendeter und ſchöner Form ans Licht zu bringen.

Auf solche Weise erscheint die schöpferische Kunst des Schriftstellers, mindestens des russischen Schriftstellers, wie sie von den besten Repräsentanten unserer Literatur aufgefaßt ist, nicht nur als ein Suchen nach künstlerischer Form, nicht bloß als ein Haschen nach einer Intrigue, nach einem interessanten und fesselnden Stoff, sondern vor allem als eine schwere und qualvolle Geburt, als eine Geburt jenes neuen heiligen Worts, welches selbst voll Leben ist und auch andern Leben schenken kann.

Die beiden Hauptleuchten der russischen Poesie, Puschkin und Lermontow haben nicht bloß zufällig jeder ein Gedicht hinterlassen unter der Überschrift: „Der Prophet". Dies ist ein bemerkenswertes Faktum. Der Prophet, — der Weissager, der „Seher", der Mensch, der in den tiefen, verborgenen, geheimnisvollen, den andern unbekannten Sinn des Seins hineinschaut; — das ist der Mensch, bei dem

„Wie beim erschreckten Adlerweibchen
Sich erweiterten die ins Weite schauenden Augensterne" *)

und der das dem Volke „Unsichtbare" vernimmt und die „Gesänge der Berge" hört, die dem Gehör der gewöhnlichen Sterblichen nicht vernehmbar sind.

Nach Puschkin und Lermontow ist der prophetische Schriftsteller dasselbe, was der Hohepriester im Alten Testament für das auserwählte Volk Gottes. In den Momenten der Begeisterung vernimmt er mit vom Geist erfülltem Ohr am Saume des Vorhangs vor dem Aller-

*) Vgl. Puschkin: „Der Prophet", Zeile 7 u. 8.

heiligsten eine Offenbarung von obenher und verkündet danach den Menschen, allem Volke und durch dieses auch der ganzen Menschheit den Willen Gottes.

So wurde der Beruf des Schriftstellers in der russischen Literatur in den ersten Zeiten ihres glänzenden Aufblühens aufgefaßt. So wird er von den wahren Talenten auch eben noch verstanden. Bei Gorjki finden wir eine reizende kleine Erzählung: „Der Leser". Diese Erzählung verleiht mir die Kraft zu glauben, daß Gorjki mit seinem bedeutenden Talent und seinem gesunden russischen Gemüt sich herausreißen wird aus dem engen Nietzscheanischen Schuh und den rechten Weg finden wird. Vor mehreren Jahren, ehe ich noch die ebengenannte Erzählung kennen gelernt, sagte ich einst Gorjki mit Schmerz:

Die Petersburger Journalisten werden Sie verstümmeln, wie man bei den Chinesinnen die Füße verstümmelt. Hören Sie doch nicht auf ihre Rezepte, weder auf die nach Marx noch auf die nach Nietzsche. Schreiben Sie, wie Gott es Ihnen in die Seele eingibt. Lauschen Sie dem, was Ihnen ihr angeborenes russisches Talent sagt, wie Sokrates nur auf seinen innern „Dämon" hörte, auf die innere Stimme der Gottheit. Der Nietzscheanische Schuh paßt ganz und gar nicht für Sie, den russischen Helden. Sie sind unmittelbar aus dem Schoß des geistig machtvollen russischen Volks hervorgegangen. Sie haben daher unzweifelhaft davongetragen einen gewaltigen Vorrat heimischer schöpferischer Kraft, Sie haben in Ihrer Seele miterhalten — im Keime — eine ganze Reihe rein russischer Vorbilder, Ideen und Bestrebungen. Suchen Sie diese aus-

zudrücken mit rechter Kraft und Klarheit. Mit Ihrem außerordentlichen elementaren Talent zeigen Sie die Macht und die Schönheit der Seele Ihres eignen Volks. Handeln Sie nicht mit fremdem, deutschem, kommissionsweise von Nietzsche entliehenem Korn, sondern lassen Sie ihren Pflug tiefer eindringen in das „Neuland" der russischen Volksseele und erwecken Sie in ihr, rufen Sie ins Leben die dort bisher noch verborgenen schöpferischen Kräfte. Seien Sie nicht bloß ein Nachhall, sondern singen Sie mit Ihrer eignen Stimme, stimmen Sie, wenn's möglich ist, Ihr eignes Lied an. Gehen Sie Ihren eignen Weg und — was die Hauptsache ist, legen Sie einen neuen bessern Weg an."

Gorjki holte statt aller Antwort eine Erzählung „Der Leser" hervor, die ich in etwa 15—20 Minuten durchlas. Ich verstand die Antwort wohl und sagte ihm:

„Jetzt fürchte ich nicht mehr für Sie. Vollständig werden Sie niemals in einen fremden Schuh treten. In der Tiefe Ihrer Seele haben Sie die richtige Erkenntnis Ihres Berufs."

In der ebengenannten Erzählung fragt der Leser einen jungen Schriftsteller, der eben mit Erfolg an die Öffentlichkeit getreten ist:

„Du schreibst? Aber warum schreibst du? Du redest laut zur Menge, aber hast du auch wirklich etwas ihr zu sagen? Wem singst du so laut deinen Hymnus? Welchem Gotte baust du in deinem Herzen einen Altar? und hast du überhaupt einen Gott? Die andern ziehn wie eine Herde hinter dir drein, wie hinter ihrem Leithammel, aber weißt du denn selbst, wohin du gehen sollst?

„Wie willst du Führer sein den andern,
Wenn du den Weg nicht kennst zum Wandern?"

Eine ähnliche Frage erhebt sich früher oder später vor jedem Schriftsteller in der Tiefe seines Gewissens, und die Geschichte dieser Frage erscheint immer als ein schweres, qualvolles Drama für den russischen Schriftsteller.

Mir fällt im gegebenen Fall immer ein majestätisches biblisches Vorbild ein. Auf dem Gipfel des Berges Karmel sollten die Baalspriester und Elias, der strenge Eiferer um die Ehre Jehovas in Israel, ihre Opfer darbringen. Die heidnischen Priester stellten eine kunstvolle Abbildung Baals auf, sie errichteten einen kostbaren Opferaltar, sie bekränzten ihn mit Blumen, kleideten sich selbst in prunkende Festgewänder und fingen an, ihn zu umkreisen in lärmenden Tanzreihen unter Absingen von Lobliedern und wortreichen Gebeten, in der Erwartung, wann doch vom Himmel Feuer niederfallen und das Opfer verbrennen werde. So umkreisten sie den Altar eine Stunde lang, so auch eine zweite und eine dritte Stunde; sie sanken nieder vor Erschöpfung, aber das Opfer war und blieb unverbrannt.

Da nahm Elias Feldsteine, zog um sie herum einen Graben, legte das Opfer auf diese Steine und begann es mit Wasser zu begießen, bis die Gräben angefüllt waren bis zum Rande. Als das Opfer so naß geworden war, daß augenscheinlich kein irdisches Feuer es zu entzünden vermocht hätte, fing Elias an zu beten: „Du siehst, o Gott, meine Seele! Mein Herz liegt offen vor Dir! Ich bitte Dich um ein Wunder, ich bitte um Deine himmlische Kraft!

Nicht um mich selbst zu verherrlichen, sondern um Deinen Namen, den Namen der Heiligkeit und des Lichts, hoch über alle Götzen zu erhöhen."

Als Antwort auf das kurze Gebet des Elias fiel ein Blitz vom Himmel, verbrannte das Opfer zu Asche und trocknete den Graben und die Steine.

Jedes Erzeugnis eines Schriftstellers, der seinem Berufe treu bleibt, muß ein solches Gebet des Propheten Elias auf dem Gipfel des Karmel sein. Mag das Herz des Lesers auch durchtränkt sein vom Kot des Lebens, mag es verschimmelt sein im dumpfigen Nebel der faulen Wirklichkeit, — das zur vollen Reife getragene, durch Leiden verklärte Wort des prophetischen Schriftstellers muß doch dieses Herz wieder austrocknen, muß abschütteln von ihm den Schmutzstaub, muß es zu einem reinen, wohlgefälligen und angenehmen Opfer machen für Gott. —

Das Reden des Lesers zum Schriftsteller ist, mindestens bei uns, in der russischen Gesellschaft, immer der Schrei des zurückgebliebenen in der dumpfen Sumpflache vergessenen Schwans mit dem gebrochenen Flügel zum Schwane mit den starken Fittichen, der hoch am Himmel dahinschwebt:

Heb mich auf! Gib mir Kraft, mich mit beiden Flügeln aufzuschwingen! Nimm mich mit dir zum „Süden" hin.

„Wir sind im Herzen kalte verstümmelte Hämlinge!" bekennt die Menge bei Puschkin.

„Und du" — so wendet er sich zum Dichter, —
„Du, weil du deinen Nächsten liebst,
Gib uns kühne Unterweisung
Und wir wollen dir gehorchen." —

Fragt einen beliebigen Schriftsteller, der auch nur in geringem Grade die Kraft besitzt, „das Herz der Menschen durchs Wort zu entflammen", — er wird euch ganz sicher sagen, daß die große Mehrzahl der Briefe, die er von überallher von seinen Lesern empfängt, nur die eine allgemeine Bitte enthält:

Lehre uns leben!

Jetzt versetzt euch in folgende Lage. Jeder erfährt es an sich selbst, wie quälend ärgerlich es zu sein pflegt, wenn man ein Wort brauchen will und kann sich doch desselben nicht entsinnen. Das Wort wälzt sich in unsern Gedanken, es liegt uns scheinbar auf der Zunge, — und dennoch können wir's nicht aussprechen.

Wir strengen unser Gedächtnis an, wir reiben uns die Stirn, wir pressen unsern Kopf zusammen, als wollten wir das Wort herausdrücken, dieses uns nötige Wort aus uns hervordrängen, und doch kommt nichts heraus. Man ärgert sich, man ist schier bereit, vor Verdruß zu weinen.

Und nun verstärkt diesen Zustand um hundert-, ja um tausend- und millionenmal. Nehmt an, ihr seiet am Krankenbette eines euch nahestehenden und werten Menschen. Alles, was ihr auf Erden liebgehabt habt, was euch das Leben schön und licht gemacht, was euch innerlich erwärmt hat, alles das erwartet jetzt den Tod, und nur ihr könnt es davor erretten.

Es gibt auf einem Bergesgipfel ein wundertätiges Lebenskraut. Es heilt jegliche Krankheit, aber den Weg zu ihm weiß niemand außer euch. Zum Berge hinauf, um ihn herum und durch denselben führen viele Wege und

Steige, aber zu dem zauberkräftigen, genesungbringenden Kraut führt nur ein geheimer Weg, und dieser Weg war einst offenbart oder konnte offenbart sein nur euch allein. Und nun schaut ein euch teurer Mensch an mit flehendem Blick in seiner Todesqual. Ihr seid seine einzige, letzte und starke Hoffnung. Und ihr? Ihr leidet in eurer Seele schwerer, als euer sterbender Kranker körperlich leidet. Euch quält, brennt und bringt zur Verzweiflung dieser kummervolle, flehende Blick. Ihr habt vergessen, oder ihr hättet erfahren können, aber habt nicht erfahren den Weg zum Gipfel, wo das Kraut des Lebens wächst, und jetzt strengt ihr eure Augen an, ihr vertieft euch mit den schärfsten Blicken in die vor euch liegenden vielfach verschlungenen breiten und engen, geraden und krummen Wege, ihr ringt die Hände und zerbrecht euch den Kopf und seht doch nur das Eine: „Dies ist nicht das Richtige; nicht auf diesen Wegen kann man das nötige Kraut finden. Nicht auf diesem und nicht auf jenem, nicht auf dem fünften oder zehnten, nicht auf dem hundertsten oder tausendsten von diesen Wegen müßte man gehn. Sie führen nur seitab, sie führen nur immer weiter und weiter hinweg von dem Gipfel, auf dem das Kraut wächst."

Aber wo ist denn der Weg zum Gipfel? Alle erwarten, daß ihr sie dahinführen werdet; — und ihr, die es stärker als alle andern zusammen danach verlangt, jetzt auf dem Gipfel zu sein, ihr selbst, hilflos und vom Kummer erdrückt, schaut in stumpfer Verzweiflung um euch und bekennt: „Aufs Geratewohl kann man dahin nicht gelangen!" —

Ja, stellt euch, wenn ihr könnt, diesen Zustand der Seele vor, und ihr werdet jenes Drama verstehn, welches der Schriftsteller durchlebt und welches Nekrassow veranlaßte, mit qualvollem Gram das Wort auszusprechen:

„O ihr Brüder Schriftsteller! in unserm Geschick liegt etwas Verhängnisvolles."

Bei Wladimir Ssolowjow finden wir zwei bemerkenswerte, leider schlecht verstandene und wenig gelesene Aufsätze: „Das Schicksal Puschkins" und „Das Schicksal Lermontows". Diese Schriften haben einen prophetischen Charakter, und die russische Gesellschaft in ihrer Masse muß noch zu ihrem Verständnis erst heranwachsen.

In dem Aufsatz über Puschkin sagt Ssolowjow, daß unser großer Dichter umgekommen sei nicht infolge jenes Familiendramas, das um ihn her vor sich ging, sondern infolge eines innerlichen Dramas, das seinen Schauplatz in ihm selbst hatte, mitten in ihm, in seinem Herzen. Der Dichter verstand wohl, daß ihm die große Gabe geschenkt sei, „mit dem Worte die Herzen der Menschen zu entflammen", daß er berufen sei, mit seiner Leier „die guten Gefühle im Volke wachzurufen" und daß er geboren sei:

„nicht für die gewöhnlichen Erregungen des Lebens,
nicht für die Habgier, nicht für Schlachten",

sondern um mit Begeisterung zu dienen

„den süßen Klängen und Gebeten".

Seine große Seele empfand in sich die breiten und machtvollen Schwingen eines Adlers. Sie, die Seele, — zog es hinweg von der öden Erde mit ihren „eitelen Ergötzungen", wo „das Leben nur ein fader und törichter

Scherz" ist, es zog sie unaufhaltsam hinweg zur Höhe, in „die unsichtbaren Regionen", aber diese machtvollen Flügel hingen oft kraftlos nieder, beschwert vom Staube des Lebens und ermattet von den „Vergnügungen der eitlen Welt". Da quälte sich der Adler, der Bewohner der Bergesgipfel im irdischen Staube, er erstickte schier darin. Sein Herz schlug krampfhaft, es wollte durchdringen zur Freiheit, und schließlich, — völlig erschöpft, — verstummte es auf ewig.

„Puschkins Herz hörte auf zu schlagen," — so schließt Ssolowjow seinen Essay über Puschkins Schicksal, — „nicht infolge der Duellkugel, sondern infolge jenes Gifts, das er, der vom Himmel gesandte, aus dem trüben Kelch des irdischen Lebens hatte kosten müssen."

In dem Aufsatz: „Das Geschick Lermontows" redet Ssolowjow noch klarer und kraftvoller nicht nur über die Rechte des Talents, des Genies, sondern auch über seine Verpflichtungen, über jene Pflicht, den Menschen zu dienen, die jeder Genius zugleich mit dem Siegel der Salbung an seiner Stirn empfängt.

Die königliche Krone, die deine Stirn ziert, — so ungefähr spricht Ssolowjow, — bringt mit sich höhere und heiligere Pflichten, als das Körbchen mit Schnüren und Galanteriewaren auf deinen Schultern oder als der Hirtenstab in deinen Händen.

„Wem viel gegeben ist", — so führt er im weitern das Wort des Evangeliums an, „von dem wird auch viel gefordert werden."

Lermontow, der Genius der Poesie, hatte schon lange vor seiner Geburt in den Welten über den Sternen den „Gesängen der Berge" gelauscht und ward zur Erde gesandt, um diese „Himmelstöne" den Menschen vorzusingen; aber hier auf der Erde, fortgerissen von den berauschenden, wie das Aroma der Blumen betäubend wirkenden Gesängen der sündigen Erde, — vergaß der Poet die „Himmelsklänge". Sie ertönten wohl noch gedämpft, wie der schwache Widerhall eines fernen Echos in seiner Seele, — sie weckten noch eine unbestimmte Sehnsucht nach dem Himmel in ihm, sie riefen ihn — irgendwohin — in die Freiheit aus diesem dumpfen Kerker der Gemeinheit, in den das Genie auf der Erde geraten war, aber der Dichter zerquälte sich nur in diesem unklaren Drange.

Es gibt ein poetisches Märchen, das berichtet, wie ein Jüngling in das Reich der Träume geraten sei und hier das reine lichte Ideal*) liebgewonnen habe. Er schwor ihm ewige Liebe und versprach, mit ihm unzertrennlich vereint zu leben. Am Vorabend der Hochzeit begehrte er nach Hause zu gehn, um Abschied zu nehmen.

„O gehe nicht, du wirst mich vergessen!" sprach das Ideal.

„Dich vergessen? Mein Ideal?" lächelte der Jüngling: „Wäre das denn möglich?"

Er kam nach Hause. Seine Züge schienen klar, seine Augen leuchtend, sein Blick liebevoll und jedem in die

*) Das russische Wort an dieser Stelle bedeutet eigentlich: „Wahn" (Trugbild, Phantasie). Wir glauben, dem Sinn des Autors entsprechend übersetzt zu haben.

Seele eindringend. Alle freuten sich des Jünglings und gewannen ihn lieb. Man gab Gastmähler, Vergnügungen, lärmende Lustbarkeiten. Überall war der Jüngling ein willkommener Gast. Er vergaß das Ideal. Er gewann ein anderes Wesen auf dieser Erde lieb. Man rüstete die Hochzeit aus. Während des Hochzeitsschmauses, als die Festfreude aufs höchste gestiegen war, flog in Gestalt eines Vögleins das Ideal, das sich nach dem Jüngling krank gesehnt hatte, ans Fenster und sang ihm ein Lied von der lichten Welt der Träume. Keiner hörte, keiner verstand dieses Lied, aber im Jüngling erweckte es plötzlich etwas Vergessenes und doch so Teures. Er versank in tiefes Sinnen. Das Gelage erheiterte ihn nicht mehr, es ward ihm widerwärtig. Alles ward ihm zum Überdruß. Seine Seele drängte, wie eine Gefangene, in die Freiheit hinaus, aber sie hatte nicht die Kraft sich loszureißen aus den sie umstrickenden Banden.

„Und lange quälte sie sich in der Welt,
Erfüllt von unklarer*) (verworrener) Sehnsucht."

Dieses Sehnen, das „Heimweh", der kraftlose Drang zum „Süden" hin, — dies bildete das qualvolle Drama Lermontows. Er warf sich hin und her wie ein verwundetes Tier im Käfig, er brüllte erbost auf alle, er überschüttete sie nach rechts und nach links mit boshaften

*) In Lermontows bekanntem Gedicht „Der Engel" heißt es: erfüllt von „wunderbarer" Sehnsucht. Ob eine solche Variante („unklarer") existiert, oder ob der Verfasser sie nur zum bessern Verständnis erfunden, kann ich nicht entscheiden. (Anm. des Übers.)

Spöttereien und Epigrammen, er stürzt sich mit demselben Zorn auf die Unschuldigen und die Schuldigen;

„voll Unruh sucht er den Sturm auf,
als ob's im Sturme Ruhe gäbe." *)

Ja, für Lermontow gibt's im Sturme Ruh. Der Sturm von außen hilft ihm, den Sturm in seinem Innern zu vergessen.

Seine Muse lockt ihn zu sich. Das Ideal singt an seinem Fenster:

„Laß uns dahin entfliehen, wo nur freie Vögel und ich — sind!"

Aber bei ihm hängen die Flügel kraftlos nieder. Er kann weder selbst sich aufschwingen zum Fluge nach dem „Süden", noch viel weniger andere dazu erheben. Da er sieht, wie die Menschen selbstzufrieden wie die elenden Würmer in der Mistjauche wimmeln, vermag er's nicht, ihnen Flügel zu verleihen. Er erzürnt sich nur und empört sich über sie:

„O, wie mich's treibt, all' ihre Lust zu stören
Und dreist hineinzuschleudern einen scharfen Vers,
Getränkt in Bitterkeit und Bosheit."

Diese Bitterkeit und Bosheit haben den großen Dichter auch getötet.

„Er ist von uns gegangen, ohne die ihm obliegende Schuld ganz bezahlt zu haben", schreibt Solowjow über Lermontow. „Sagen wir ihm wärmsten Dank für das, was er uns gegeben; aber unserer Jugend, jenen jungen Vögeln, die noch im Neste sind und erst noch lernen zu

*) Vgl. Lermontows Gedicht: „Das Segel". (Anm. des Übers.)

fliegen, aus denen aber doch auch Adler heranwachsen können, — denen wollen wir's einprägen, daß die „Adler" auf den „Höhen" leben müssen und uns, den Menschen der faulenden und nebelvollen Erde, durch ihre lauten Rufe beständig in Erinnerung bringen sollen das wolkenlose reine Blau des Himmels.

Der Jüngling, der aus der Welt der Träume zu uns gekommen ist, möge über der grauen Wirklichkeit sein Ideal nicht vergessen, er möge statt der „traurigen irdischen Lieder" mit lauter und freier Stimme jene „Bergesklänge singen, denen er gelauscht hat in den Welten über den Sternen." — — —

Eben dasselbe schwere Seelendrama finden wir auch bei anderen Schriftstellern. Dieses Drama erklärt uns vieles, was uns sonst unbegreiflich erschiene oder sich gleichsam wie ein unerwünschter dunkler Fleck auf diesem oder jenem teuren und geliebten Namen ablagern könnte.

In den Biographien von vielen unserer Schriftsteller finden wir nicht selten schwerwiegende Seiten, die wir nur zu gern ausstreichen, ausreißen, vergessen machen möchten. Dutzende berühmter Namen haben ihr Talent, wie ihre Gesundheit und ihr Leben der Weinflasche geopfert; jener hat seine Nächte und dann auch die Tage beim Hasardspiel verbracht oder kostspielige Jagden ausgerichtet, wobei er Tränen vergoß über die Eitelkeit des Volks; dieser war finster, immer erbittert. Diese alle sind Märtyrer eines innern, seelischen Dramas.

Du sitzest hoch auf dem Gipfel, du kündest laut und hell von dem lichten „Süden", aber wenn von unterher, aus

der grauen und frostigen Sumpfbucht Tausende von Schwänen mit gebrochenen Flügeln dir zurufen:

„Laß uns auffliegen! Nimm uns mit! Heb uns auf!" — da fühlst du, daß deine eignen Flügel schlaff niederhängen. Da wirst du unwillkürlich düster wie der Herbst, du wirst auf irgendeine Weise aus dir herauskommen wollen, du wirst Vergessenheit suchen, sei's auf dem Grunde des Bechers, sei's im Hasard eines hohen Spiels oder im Risiko des Kampfs mit einem Bären — einer gegen einen — oder du wirst wie Gogolj in ein qualvolles Seelenleiden verfallen, das dich vor der Zeit ins Grab bringt.

Dies letztgenannte Drama, das Drama Gogoljs, erscheint im vorliegenden Fall besonders interessant, und deshalb möchten wir hier auf dasselbe näher eingehn.

IV.

Das Drama Gogolʃs.

Ich weilte an den dunkelblauen Wogen des Adriatiſchen Meeres. Vor meinen Augen lag der ewig ruhige, von allen Seiten durch Berge geſchützte Buſen von Fiume. An ſeinem Ufer unter dem Schutz der ſanft abfallenden Hügelkette hat ſich Abbazia gelagert, das ſtille, wohleingerichtete Kurbad. Die Häuſer liegen ganz im Grünen, in Gärten. Die Berge ringsum ſind mit Wäldern bedeckt.

Gegen Abend, wenn die Hitze nachläßt und vom Meere her ein warmer, weicher Wind, wie mit zarten Fittichen fächelnd, uns erfriſchend zu liebkoſen beginnt, da wird uns das Herz weich von der ſanften Berührung, und wir geben uns ganz ſüßen Träumen hin. Solche Momente hinterlaſſen im Herzen eine wohltuende Spur, ſie laſſen die Saiten der Poeſie darin erklingen.

Zufällig hatten wir, — mehrere Ruſſen, — uns hier getroffen. Zwei von uns ſpielten vorzüglich das Violoncell und das Klavier, und der dritte hatte eine ſammetweiche Stimme. So kam es eines Abends zu einem Konzert. Ich war tagsüber viel umhergewandert auf den bewaldeten

Hügeln, im Sinnen über „das Lebensdrama Gogoljs", — und jetzt, wo ich in der Gartenveranda über dem Meere saß, ruhte ich gemächlich aus. Die Luft war ganz getränkt vom Duft der Tuberosen. In der Ferne, in Fiume, entzündeten sich, gastfreundlich winkend, Hunderte kleiner Flämmchen. Rechts, von dem andern Ende Abbazias her, aus einem Garten, erklangen übers Meer hinüber zu uns die durch die Ferne gedämpften hinsterbenden Töne eines Orchesters.

Ich erfreute mich an dem Gemälde des einschlummernden Tages und hatte auf die Vorbereitungen unseres musikalischen Trios im Nebenzimmer nicht geachtet. Plötzlich erklang der Flügel und eine Stimme, vom Violoncell begleitet, hob an:

„Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab usw."

Ich fuhr zusammen. Die tiefen Baßtöne packten mich; sie umhüllten mich gleichsam mit einem dichten Schleier und trugen mich weit hinweg in die Ferne. Ich vergaß sowohl die Gärten mit den Tuberosen als auch das Meer mit den vielen Flämmchen und meine lieben Musiker. Ich befand mich plötzlich wohl tausend Werst von Abbazia entfernt. Ich war auf dem Meierhof bei Dikanjka.*) Über mir, hoch am Himmel, strahlten hell die Sterne, und der klare Vollmond übergoß mit seinem blassen Licht sowohl das in der warmen Nacht sanft schlummernde Dorf

*) Hinweis auf Gogoljs bekannte Skizzen: „Abende auf dem Meierhof bei Dikanjka" (kleinrussische Volksbilder).

Dikanjka, als auch die umliegenden Felder mit ihren Meierhöfen.

Auf dem Glockenturm läutete ein alter Glockenläuter zwölf Schläge, — Mitternacht. Mit dem letzten Glockenschlage erschien plötzlich, als sei er aus der Erde hervorgeschossen, ein Mann. Ein Mann mit einer spitzen Nase, mit einem listigen Lächeln auf den dünnen Lippen und mit einem tiefen, verborgenen Kummer in den Augen; — er ging langsam, mit müdem Schritte ins Feld und schlug sich dabei taktmäßig einmal nach dem andern kraftvoll an die Brust. Die Schläge erschallten laut in der mitternächtlichen Stille der Felder und erfüllten mein Herz mit trüber Erregung:

„Die Trommel klinget seltsam, hat gar einen starken Ton,
Die alten toten Soldaten erwachen im Grabe davon"

sang das Trio, wobei die Begleitung das taktmäßige Marschieren der Infanterie nachahmte; und vor mir in der Ferne erhoben sich seltsame luftige Schatten. Diese Schatten schwebten hin zu dem Mann mit dem gramvollen Lächeln, sie wurden dichter, sie nahmen deutlichere Gestalten an und ordneten sich vor ihm in langen Reihen. — „Und um die zwölfte Stunde Verläßt der Feldherr sein Grab, Kommt langsam hergeritten" . . . tönte es zu mir durch die geöffneten Fenster, — und ich sah, wie der mitternächtliche Gast aus Dikanjka von einer Reihe zur andern schritt, jedem starr ins Gesicht schauend.

Diese Gesichter waren mir bekannt; es war eine bunte, ja, auf den ersten Blick lächerliche Versammlung. Dort der

schon stark berauschte, keck und herausfordernd blickende Herr ist Nosdrjew;*) auf ihn schielt mit scheuem Blick die geizige Gutsbesitzerin „das Körbchen", die sorgsam irgend etwas in ihren umfangreichen „Ridikül" hineinsteckt. Weiterhin verbirgt der Major Kowaljew sehr verlegen seine Nase hinter seinem Taschentuch. Hinter ihm erscheint im offenherzigen Adamskostüm die gewaltige Figur Dowgotschchuns aus Mirgorod. Dicht dabei sehn wir eine ganze Gruppe verstörter Beamten, der Helden des „Revidenten" **) aus dem letzten Szenenbilde. Bescheiden zur Seite stehen, mit den zahnlosen Mündern etwas zerkauend, mit ihren gutmütigen und naiven Gesichtern Athanasius Iwanowitsch und Pulcheria Iwanowna.***) Hinter ihren Rücken hat sich schüchtern verborgen Akakius Akakijewitsch in seinem alten „Kapott"rock, beständig fürchtend, daß man ihn auch hier auslache, ihm einen kränkenden Possen spiele.

Auf der andern Seite zeigt sich Paul Iwanowitsch Tschitschikow,†) in seinem, modefarbigem Frack, in Gesellschaft Manilows, Sjabaskewitschs, des Kapitäns Koynikin, Pljuschkins Chlestakows und der Damen, die durchaus und in allen Beziehungen liebenswürdig erschienen. Hinter diesen in der zweiten Reihe bemühte sich der Lakai aus der

*) Dieser Name, wie auch die folgenden, weisen auf bekannte, charakteristische Typen aus Gogolis Werken hin. (Anm. des Übers.)

**) Das bekannte Lustspiel heißt im Russischen allerdings „Der Revisor". Aber das Wort kann im Deutschen nur durch „Revident" übersetzt werden. (Anm. des Übers.)

***) Vgl. die Skizze: „Die altmodischen Gutsbesitzer."

†) Der Held des Romans „Tote Seelen". (Anm. d. Übers.

Residenz Joseph Tschitschikows Diener Petruschka und Seliphan „aufzuklären".

Die Schatten standen in langen Reihen, sie stellten in sich eine endlose Mannigfaltigkeit dar von menschlicher Gemeinheit, Stumpfheit und Öde. Und alles dies war in sich abgeschlossen, scharf bestimmt. Über jedem Schatten konnte man lesen: „Mein Name ist — Legion."

Auf diese Versammlung schaute zuerst der große Revident, der sie alle zur Revue hervorgerufen hatte, und — brach in lautes Lachen aus; dann aber, je mehr er sich in das Anschaun jedes einzelnen Gesichts vertiefte, wurde seine Miene düsterer. Das Lachen war verstummt. Auf seinem Antlitz lagerte sich eine Wolke ernsten Sinnens.

Die Schatten aber schweben immer fort, sie sammeln sich, sie wachsen heran zu neuen Reihen. Und weiter und weiter schreitet der Revident. Von seinem Lächeln ist keine Spur mehr vorhanden. Seine Augen sind durch Tränen verschleiert. Endlich konnte sein Herz sich nicht mehr halten. Der Revident winkte den Schatten mit der Hand, setzte sich kraftlos nieder und schluchzte laut:

O Rußland! Mein armes Rußland, Du bist das! Du bist da ganz vor mir! — — —

Ich mußte an Gogolis eigne Worte aus den „Toten Seelen" denken:

„O Rußland! Was willst du denn von mir? Welches unerfaßliche Band liegt geheimnisvoll zwischen uns verborgen? Was schaust du so auf mich, und warum hat alles, was nur in dir ist, so erwartungsvoll die Augen auf mich gerichtet? Und ich, — ich stehe noch voll Zweifel

und Ungewißheit unbeweglich da, während schon eine dräuende Wolke, schwer von nahenden Regengüssen, mein Haupt beschattet hat, und jeder Gedanke schweigt vor deiner Ausdehnung. Was verkündigt diese unermeßliche Weite? Sollte etwa hier, in dir, der grenzenlose Gedanke erzeugt werden, wenn du selbst unendlich bist. Sollte nicht hier ein Held erscheinen, wenn ihm doch Raum geboten ist, wo er sich entfalten und ergehn kann?"

Etwas weiterhin, in denselben „Toten Seelen" schreibt Gogolj:

„Vielleicht werden in dieser selben Erzählung Saiten ertönen, die bisher noch nicht erklangen, es wird hervortreten der unerschöpfliche Reichtum des russischen Volksgeistes, es wird ein Mann vorüberschreiten, der mit göttlichen Tugenden begabt ist, oder eine herrliche russische Jungfrau, wie man sie nirgends sonst in der Welt finden kann, mit all der wunderbaren Schönheit der Weibesseele, ganz erfüllt von großherzigem Streben und von Selbstverleugnung. Und vor diesen werden als tot erscheinen alle die tugendhaften Leute anderer Völker, wie ein Buch tot erscheint vor dem lebendigen Wort. Es werden sich erheben die Regungen des russischen Geistes, . . . und man wird gewahr werden, wie tief in die slavische Volksnatur sich das gesenkt hat, was die Natur anderer Völker nur oberflächlich gestreift hat. . . . Aber warum und zu welchem Zwecke sollte man von dem reden, was noch in der Zukunft liegt?"

Die Zusammenstellung des Zukünftigen, — dessen, was vor uns liegt, mit dem Gegenwärtigen, mit dem, was vor-

handen ist, sie bildet auch eine Grundlage von Gogoljs Lebensdrama. Gogolj glaubt mit glühender Zuversicht an eine lichte Zukunft seiner Heimat. Er ahnt in seinem eignen Volk einen unerschöpflichen Vorrat nicht nur physischer und intellektueller, sondern auch ethischer Kräfte. Nach seiner tiefsten Überzeugung ist die russische Volksseele ein Quell, der geeignet ist, den geistigen Durst aller übrigen Völker zu stillen. Aber dies ist ein Werk der Zukunft; dies liegt alles noch vor uns. Jetzt jedoch, vorläufig, — liegt die Sache ganz anders. Das Gemälde der uns umgebenden Wirklichkeit ist gar zu fern von der kommenden lichten Zukunft.

Der große Autor des „Revidenten" war selbst ein „großer Revident" des zeitgenössischen russischen Lebens. Er berief zur Musterung vor sich das ganze Rußland und mußte selbst, wie der Künstler in seiner Erzählung: „Das Portrait", erschrecken vor den durch seine eigne Hand geschaffenen Gestalten.

„Es werden sich erheben die russischen Bewegungen" — schreibt Gogolj, — „und da werden vor ihnen wie tot erscheinen die tugendhaftesten Menschen der andern Nationen." — — —

Aber vorläufig bietet Rußland selbst, nicht nur in den Revisionsgeschichten, sondern auch in der lebendigen Wirklichkeit, in seinen Söhnen, in seinem ganzen Volk — „tote Seelen".

Wodurch sind die Menschen lebendig? — fragt der „große Revident" bei seiner Musterung der russischen Zeitgenossen. — Wonach streben sie? Wohin trägt sie ihr

Flug? Schweben sie hoch und frei am Himmel hin? Schauen sie den lichten Süden? Zieht es sie zu ihm hin? Und lockten sie die andern nach sich? — —

Die Revision gibt traurige Antwort: „Die Nase", „Die altmodischen Gutsbesitzer", „Der Mantel", „Der Bericht darüber, wie sich Iwan Iwanowitsch mit Iwan Nikiforowitsch verzankt hat" und endlich „Die toten Seelen", — alles das sind kummervolle Berichte über den Totenschlaf der lebendigen russischen Seele.

Beginnen wir mit der scheinbar allerlächerlichsten, ja albernen Erzählung: „Die Nase".

Der Major Kowaljew hat seine Nase verloren, und darin liegt für ihn die schreckliche Tragödie seines Lebens. Solcher Majore Kowaljew gibt es Hunderte, Tausende, Legionen.

Für sie ist das Fehlen der Nase im Gesicht das größte Unglück des Lebens, aber das Fehlen des Verstandes im Kopfe und des Gewissens im Herzen bekümmert sie nicht im geringsten. Der Verstand übrigens erscheint noch vielen unentbehrlich, um sich einen bessern Platz zu sichern auf der Hühnersteige des Lebens, aber die innere Wohlanständigkeit, das sittliche Empfinden, der Drang zur Höhe, die Fittiche zum Aufflug gen Süden, — sie erscheinen Tausenden und Millionen zu nichts nütze im Leben! Die Menschen kommen auch ohne sie vortrefflich aus und sehen darin durchaus kein Mißverhältnis, keine Ungeheuerlichkeit im Menschenleben. Dies bedeutet nicht so viel als das Fehlen der Nase, etwa bei dem Major Kowaljew!

Bei V. Hugo in seinem Roman „Der Mann, welcher

lacht" („L'homme qui rit") werden uns zwei obdachlose Individuen vorgeführt, Guineplein und Dea, die eine Zuflucht gefunden haben und heranwachsen bei einem herumziehenden Akrobaten und Taschenspieler Ursus. Guineplein, der in seiner Kindheit durch die Compraczicos, die Kindesräuber, verstümmelt worden ist, bietet in seiner Figur eine abschreckend mißgestaltete Maske, welche man nicht ohne Lachen erblicken kann. Dea dagegen ist schön wie ein Engel, aber sie ist blind. Zusammen aufgewachsen, haben die beiden einander liebgewonnen, und die schöne Dea konnte nicht leben ohne die Mißgestalt Guineplein. Sie sah ihn mit den Augen ihres Innern; sie schätzte an ihm nicht seine Nase oder seinen Mund, sondern seine Seele. Guineplein Seele aber war von überirdischer Schönheit.

Wir in der Masse sind nicht zur Fähigkeit herangereift, nach dem Beispiel der blinden Dea die Menschen nach ihrer Seele zu schätzen, wir beurteilen sie mehr, wie der Major Kowaljew, — nach ihrer Nase.

In den „Toten Seelen" findet sich bei Gogolj folgende Szene: Bei seiner Abreise aus der Gouvernementsstadt begegnet Tschitschikow an einer Straßenbiegung einem Begräbniszug; es ergibt sich, daß man den Procureur beerdigt. Die Reisebritschke muß anhalten. Während die Prozession an ihr vorüberzog, dachte Tschitschikow:

„Da ist nun der Procureur! Er lebte und lebte, und danach ist er nun gestorben! Und da werden sie nun in den Zeitungen drucken, er sei gestorben zur Betrübnis seiner Untergebenen und der ganzen Menschheit, ein hochgeachteter Mitbürger, ein seltener Vater, ein musterhafter

Gatte, und noch alles mögliche derart werden sie von ihm hinschreiben. Man wird wohl gar noch hinzufügen, daß das Weinen der Witwen und Waisen ihn zu Grabe geleitet habe, — aber wenn man genauer auf die Sache eingeht und forscht, was denn eigentlich Besonderes an dir gewesen, Herr Procureur, so kommt es darauf heraus, daß du sehr „„dichte Augenbrauen"" gehabt hast.

Der Procureur hatte dichte Brauen, der Major Kowaljew — eine Nase, Akakius Akakjewitsch — einen Mantel, dieser — eine Vizeuniform, jener Sporen und Hosen aus Elenleder mit Strippen.

Die Nase kam abhanden, und Kowaljew war verloren; man stahl den Mantel, und Akakius Akakjewitsch starb; man nahm die Vizeuniform weg, und der Mensch war dahin. Erbärmliches Leben und arme Leute! Arm an allem innern Gehalt.

Dieselbe Leere des Lebens, das sinnlose Vegetieren finden wir auch in den altmodischen Landgütern und den Häusern von Mirgorod. Die Leute leben nicht, sondern sie vegetieren. Bei Turgenjew findet sich eine Erzählung „Lebende Gebeine" (Reliquien), worin berichtet wird, wie ein Mädchen bei Lebzeiten vertrocknete, wie Gebeine. Gogolj ist genötigt, seine ganze Zeitgenossenschaft als „Tote Seelen" zu erkennen; er muß erkennen, daß in den Menschen alles, wodurch das Leben lebendig ist, in Todesschlaf liegt, daß die Seele in ihnen schon gestorben ist bei Lebzeiten des Körpers, daß bei ihnen allen Keime eines bessern Lebens vorhanden waren, aber daß sie all das erstickten und nicht aufkommen ließen.

„Ach Paul Iwanowitsch, Paul Iwanowitsch!*) spricht der greise Kaufmann Murasow am Schluß der „Toten Seelen" zu Tschitschikow: „Was für ein Mensch wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie ebenso mit solcher Kraft und Geduld gerungen hätten für ein gutes Werk, wenn Sie sich ein besseres Ziel gesetzt hätten! O Gott, wieviel Gutes hätten Sie schaffen können! Wenn nur irgend jemand von denjenigen Menschen, die das Gute lieb haben, so viel Anstrengung dafür möchte verwandt haben, wie Sie für den Erwerb ihrer Kopeken; wenn man verstanden hätte, für das Gute die eigene Selbstsucht und den Ehrgeiz so aufzuopfern, wie man sie nicht schont für den Erwerb von Ihren Kopeken, — o mein Gott! wie wäre da unsere Erde aufgeblüht! — Paul Iwanowitsch, Paul Iwanowitsch! Nicht das ist so schade, daß Sie vor den andern schuldig geworden sind, sondern das ist schade, daß Sie vor sich selbst schuldig geworden sind, vor den reichen Kräften und Gaben, die Ihnen verliehen waren. Ihre Bestimmung war, — ein großer Mann zu sein, aber Sie haben sich selbst verloren und zugrunde gerichtet."

Und wenn wir daran denken, wie mit Schweiß und Blut, mit Jahren voll Arbeit und Entbehrungen, mit welcher genialen Betrügerei Tschitschikow seine „Schatulle" vollgepfropft hatte, so erscheinen uns Murasows Worte durchaus nicht übertrieben. Tschitschikow ist zweifellos eine außerordentliche Persönlichkeit.

Stellt ihn euch vor als Jüngling voll Kraft, mit

*) D. h. Tschitschikow. (Anm. d. Übers.)

frischem und elastischem Geiste, mit einem eisernen Willen, und vergleicht dies damit, was daraus geworden war, und ihr werdet unwillkürlich die Worte des alten Taras Buljba wiederholen, mit denen er den von ihm erschlagenen Sohn Andreas beklagt:

„Inwiefern war er nicht ein rechter Kosak? Hoch von Wuchs und mit dunklen Brauen, mit einem Gesicht wie ein Edelmann, und der Arm so stark im Kampfe, und ist doch dahin! ruhmlos dahingegangen, wie ein feiger Hund!" —

Und ist dies etwa nur auf Tschitschikow anwendbar? Hätten etwa alle diese Sfabakewitschs, Nozdrews, Dmuchanowskis, diese Perepenkas, die „Körbchen", die „Pulcheria Iwanowas" und Hunderte von ihrer Brüderschaft auf der Musterung des „großen Revidenten", — hätten sie nicht auch in ihrem Leben „Kosaken" sein können? hatten sie nicht auch zu ihrer Zeit Arme, „stark" für den Kampf? Waren sie nicht alle zu ihrer Zeit auch „lebendige Seelen? Und alles das ist untergegangen. Alles ist gestorben, erstickt, verwest."

Das Leben ist erstickend, es ist voll von Zersetzungsprodukten, — sagt der „große Revident", versorgt euch mit „Sauerstoff", erarbeitet ihn euch, schafft euch mehr von demselben, sonst werdet ihr selbst ersticken und andere ersticken lassen.

Aber es ist ein anderes zu sagen: „Schafft Sauerstoff", und ein anderes — ihn wirklich zu schaffen. Die Leute, die noch nicht ganz entschlafen sind, die noch nicht erstickt sind in der dumpfen Luft, sie harren selbst des Sauerstoffs, sie stöhnen mit qualvoller Sehnsucht: „Luft,

Luft!" und ſchauen mit größter Spannung auf den, der mit ſolcher Kraft hingewieſen hat auf die beklommene Stickluft ihrer Lebensatmoſphäre.

„O Rußland! Was willſt du von mir?" fragt Gogolj in den „Toten Seelen". — —

Luft verlangt es, nach Sauerſtoff dürſtet das in der beklommenen Stickluft eingeſchloſſene Rußland. Es wartet auf ein Zeichen; angeſtrengt ſchaut es aus nach einem Hinweis, welchen Weg es einſchlagen ſoll.

Aber Gogolj iſt kein Führer, er iſt nur ein Richter, der „große Revident" der Wirklichkeit. Er hat in ſeinem Herzen durch und durch analyſiert die chemiſche Zuſammenſetzung der ganzen ſozialen Atmoſphäre in Rußland und iſt ſelbſt entſetzt und hat andere in Schrecken geſetzt vor der furchtbaren, erdrückenden Beimiſchung von Zerſetzungsprodukten, in welcher Rußland erſtickte; aber aus ſich hervorzubringen einen Strom reiner Luft, den nötigen Sauerſtoff zu liefern, — das vermochte er nicht. Dazu fehlte es ihm am Vorrat des erforderlichen Materials.

Nachdem Gogolj mit künſtleriſcher Meiſterſchaft eine ganze Galerie „Toter Seelen" geſchildert hatte, gedachte er auch ein Buch zu ſchreiben über „Lebendige Seelen", — aber dies iſt ihm völlig mißlungen. Wie er ſich auch bemühte, wie oft er ſich auch daranmachte, es kam nichts dabei heraus. Alles war blaß, hervorgequält, leblos, künſtlich erdacht. In Verzweiflung zerriß Gogolj und warf ins Feuer, was er geſchrieben, — er ſchreibt von neuem, — und von neuem erfolglos. Der große Diagnoſtiker der Krankheiten des ruſſiſchen Lebens erweiſt ſich als unfähiger

Therapeut: er sieht die Krankheit, er erfaßt sie klar und deutlich und ist doch nicht imstande, sie zu heilen, er kann das dazu nötige Rezept nicht finden. Er hat, wie ein gewaltiger Titan, wie ein neuer Atlas, — alle Gemeinheit und Versumpftheit des russischen Lebens auf einen Haufen, in eine ungeheure Weltkugel gesammelt und sie auf seinen Schultern hoch erhoben zum Anblick für die Gesellschaft der Menschen; aber diese Finsternis mit hellem und dauerndem Lichte zu erleuchten, Leben einzuhauchen in die „Toten Seelen", einen Inhalt einzuflößen dem leeren Leben, — das war ihm nicht gegeben.

Gogolj glaubte, daß der Weg in die Zukunft für das russische Volk nur *einer* sein könne, — der Weg zum lichten „Süden"; er war überzeugt, daß die russische Volksseele dazu auch hinreichend weite und starke Flügel habe; er sah, daß bisher ganz Rußland sich fest verfahren hatte in einer stagnierenden und von Nebeln bedeckten sumpfigen Bucht; er wollte es emporheben, es durch das „lebendige" Wort vorwärts bringen, — und mitten in der Wortmenge seiner durch künstlerische Schönheit so reichen Sprache fand er doch nicht dieses Wort „des Lebens". Das quälte ihn, das gab ihm keine Ruhe; das machte Gogoljs Leben zum Drama, — das brachte ihn zu einer schweren Gemütskrankheit und endlich zu einem vorzeitigen Grabe.

Ein derartiges Drama mußte sich bei der Sachlage der Dinge in der Seele jedes Schriftstellers entwickeln, — es war und es ist und es wird unvermeidlich sein. Das künstlerische Talent allein, wie groß es auch sei, selbst im Verein mit einem großen Vorrat von Lebensbeobachtungen,

es kann doch nicht den Schriftsteller zu einem Führer des Volks machen, es kann ihm nicht die Kraft verleihen, die zurückgebliebenen Schwäne vom Sumpfe hinwegzulocken zum Fluge „nach Süden". Im besten Falle wird ein solcher Schriftsteller nur reinigend wirken, er wird den Boden vorbereiteten für das neueinzupflanzende Leben; er wird der Vorläufer sein. Aber der Gründer des neuen Lebens muß gebieten über einen Vorrat produktiver, schöpferischer Kraft, — schöpferischer, nicht im Sinne der Erschaffung neuer Vorbilder, neuer aus dem Leben herausgegriffener Typen, sondern im Sinne der Erschaffung neuer Ideen, der Entwicklung neuer Ziele, höherer, leuchtenderer und machtvoll anziehenderer Aufgaben des Lebens. Dies wird weder das angeborene Talent, noch die ernst sinnende Beobachtung des vor uns dahinströmenden Lebens verleihen. Dazu ist etwas Größeres, etwas ganz Besonderes erforderlich. —

V.

Wo gibt's einen Ausweg?

Es ſind über fünfzig Jahre vergangen ſeit Gogoljs Todestag. Der große Autor des „Revidenten“ und der „Toten Seelen“ iſt bei uns ſchon längſt zum klaſſiſchen Schriftſteller geworden, aber alles das, was ſein Lebensdrama bildete, erſcheint noch wie früher als quälende und verhängnisvolle Frage bei allen mehr oder weniger begabten Schriftdarſtellern unſerer Tage, bei allen mehr oder weniger bedeutenden „Revidenten“ der gegenwärtigen Wirklichkeit.

Das „Gogoljweſen“ lebt bei uns noch fort bis auf den heutigen Tag. Als unlängſt bei uns in ganz Rußland die Gedächtnisfeier für den großen Revidenten der toten Seelen ſtattfand, konnten wir leider nicht zugleich damit auch die Totenfeier für ſeine Helden abhalten. Denn die Helden Gogoljs altern nicht, ſie werden nicht geringer an Zahl; auf ihrer Stirn leuchtet noch ebenſo grell wie ehemals die erdrückende, niederbeugende Aufſchrift: „Unſer Name iſt Legion!“ Wir begegnen ihnen auf jedem Schritt. Manchmal iſt es ſogar, wenn wir allein ſind, hinreichend,

ſelbſt vor den Spiegel zu treten, um auch dort Auge in Auge zu ſchauen dieſem oder jenem Helden Gogoljs.

Die Inhaltsloſigkeit des Lebens, die Leere und Armſeligkeit der Intereſſen, die ganze Fäulnis und Totenſtarre der Seele, alles, was ſo lebensvoll in abgerundeten Muſtern durch Gogolj wiedererſchaffen iſt, — hat ſich lebenskräftiger erwieſen als er ſelbſt. Das lebende Talent Gogoljs iſt längſt im Grabe verſtummt, aber die durch ihn gekennzeichneten „Toten Seelen" weilen auch jetzt bei uns. Rings um uns her! In uns ſelbſt! —

Beginnen wir mit Kleinigkeiten, mit Unbedeutendem. Wir erinnern uns gewiß daran, wie Gogolj das Alltagsleben der zwei Mirgoroder Freunde, des Iwan Iwanowitſch und des Iwan Nikiforowitſch beſchreibt. Der eine von ihnen lag zur Sommerszeit ganze Tage lang in Adamskoſtüm unter dem Baldachin des Ruhebettes und unterbrach die Einförmigkeit ſeines Liegens nur dadurch, daß er von Zeit zu Zeit eine Melone forderte und ſie verſpeiſte. Dann ſammelte er ſorgfältig alle ihre Körner, wickelte ſie ſorgſam in ein Papier, nahm Tinte und Feder und ſchrieb ſchwerfällig, indem er ſich mit großer Geiſtesanſtrengung des Datums entſann: „Selbige Melone iſt aufgezehrt worden an dem und dem Tage"; aber wenn zufällig ein anderer zugegen war und beim Verſpeiſen der Melone half, ſo wurde noch hinzugefügt: „bei obigem aſſiſtierte der und der".

Und nun geht aus dem Mirgoroder Bettvorhang hinüber in das eigentliche Arbeitszimmer, in die Kanzlei, ins Kontor, ins Magazin hinter die Lette, ins Speiſezimmer

zum Teetisch oder in den Saal des Restaurants und beobachtet dort, wie tagtäglich die Zeitungen durchgelesen und wiedergekäut werden.

Findet sich da zufällig ein Bekannter, dann beginnen lebhafte Erörterungen, ob's mit Chamberlain gut oder schlimm enden wird, warum der frühere japanische Minister nach Europa gereist ist in jenes Bad und nicht in dieses, und was jetzt die Buren machen werden und die Türken oder die Chinesen.

Ich meine, daß wir, wenn wir so eine Zeitung durchgelesen und wieder zusammengelegt haben, auch, ähnlich wie der Bewohner von Mirgorod, draufschreiben könnten: „Selbige Melone — wollte sagen — selbige Zeitung ist „aufgezehrt" worden an dem und dem Datum", — und, wenn Erörterungen stattgefunden, hinzufügen könnten: „Bei Obigem assistierte der und der".

Was bedeutet solches Kauen und müdes Wiederkäuen der Zeitung morgens oder am Tage? Es bedeutet eben dasselbe, wie die langen Stunden am Kartentisch abends und die tödlich langweiligen ewigen gegenseitigen Visiten der Gouvernements- und Kreisstadtdamen, der einfach angenehmen und der in allen Beziehungen angenehmen — um die Mittagszeit. Die Menschen wissen nicht, wie sie die Zeit totschlagen sollen. Sie liegen zu Hause unter dem Baldachin, verschmachten in der Langweile des Nichtstuns und versuchen von Zeit zu Zeit wie Herr Pereréпenko die Leere ihrer Seele und ihres Lebens auszufüllen mit einer „Melone". Wie man die leeren Fensterlöcher in den Dörfern aus Armut statt des Glases mit Papier verklebt,

so verkleben wir die Leere des Lebens mit einer Zeitung, bald auch wohl mit einem Kartenspiel, bald mit modernen Schnittmustern.

Und so liegen wir alle unter unsern Baldachinen, wir verzehren „eine Melone nach der andern", wir verschmachten vor Langweile, und rund um uns liegt die Arbeit wie ein unbebautes Land; und wenn endlich der lange, quälende Tag des Lebens zu Ende ist, so könnte man als allerpassendste Grabschrift, ähnlich der Aufschrift auf den Papieren mit den Melonenkernen, über dem Grabe hinschreiben: „Selbiges Leben ist aufgezehrt von dem und dem oder der und der in einer Dauer von dem und dem bis zu diesem und diesem Jahr."

Viele Melonen waren aufgezehrt worden in Mirgorod unter dem Bettvorhang, — sagt Gogolj.

Noch mehr Menschenleben sind in Rußland auf Mirgoroder Weise aufgezehrt worden, kann man zu den Worten des Autors der „Toten Seelen" hinzufügen, und noch viele werden wahrscheinlich immer aufs neue aufgezehrt werden.

Die Volksseele fährt auch fünfzig Jahre nach dem Tode des Schreibers der Mirgoroder Chronik noch fort, bei sich zu Hause „unterm Baldachin zu liegen".

Woran liegt das? Wie konnte es zugehn, daß ein Volk, welches, nach Gogoljs eignen Worten, in sich einen unermeßlichen Reichtum an Geist und die Fähigkeit birgt, Menschen aus sich hervorgehn zu lassen, vor denen alle die tugendhaften Menschen anderer Völker wie tot erscheinen würden, — etwa wie ein Buch tot erscheint gegenüber dem lebendigen Wort, — das Kräfte in sich birgt zu

Bewegungen, welche die ganze Menschheit emporheben könnten, wie konnte solch ein Volk bei der genialen Musterung seines großen „Revidenten" ihm nichts als Scharen „Toter Seelen" aufstellen?

Warum endlich erscheint unser russisches Leben sowohl in der Widerspiegelung als auch in der Beleuchtung der zeitgenössischen Schriftsteller als solch ein düsteres, trübseliges?

Warum liefert das Volk, unser jüngerer Bruder, Material für Tschechows „Bauernpack" oder Gorjkis „Gewesene Menschen", — und die Intelligenz bietet „verdrossene Leute", den „Menschen im Futteral"? Warum zeigt sich nirgends ein langer und breiter Lichtstreif? Warum geben die besten Volkskräfte sich gar nicht kund? Warum strömen sie nicht in frischem Quell? und offenbaren sich nicht in schöpferischer Arbeit? Warum schaffen sie nicht ein neues — nicht trübes, sondern klares, lichtes und freudenvolles Leben?

Die Antwort ist einfach und klar: Es ist uns nicht genau bewußt, wo dieser „Süden" liegt, dazu sind wir auch schwerfällig geworden über dem Sitzen auf der Hühnersteige. Wie das einfältige Volk, wer weiß wo — umherschweift im Suchen eines bessern Landes an irgendwelchen warmen Gewässern, wo die Ufer aus Hirsebrei bestehn und die Flüsse voll Milch und Honig fließen, — so tappen auch wir, die älteren Brüder, — nach dem Gefühl im Dunkeln um uns herum, zuzeiten stürzen wir uns im Drang nach Wahrheit kopfüber bald hierhin, bald dorthin; oft stoßen wir empfindlich an, aber öfters noch murren wir

trübſelig über den Mißerfolg, wenden uns ab und liegen — wieder entkleidet — ruhig unter unſerm „Baldachin", uns mit Mirgoroder Melonen begnügend.

Es iſt ein Leuchtturm nötig, der, auf den Höhen entzündet, für alle ſichtbar wäre und ſelbſt den Kurzſichtigſten deutlich den rechten Weg wieſe „gen Süden". Es iſt eine Stimme nötig, die mit ihrem Liede von einem neuen Leben die Ermatteten begeiſterte, die Schwachen ſtärkte, die Schlummernden aus ihrem Schlafe aufweckte. Gogolj wollte ein ſolcher Leuchtturm ſein, es war ſein Traum, den Hymnus von dem neuen Leben zu ſingen, das Lied von der „Lebendigen Seele", — und er vermochte es nicht. Die Erkenntnis ſeiner Ohnmacht, andern Kräfte zu geben, hat denn auch ſeine Seele durch ſchwere Krankheit gebrochen.

Auch jetzt — fünfzig Jahre ſpäter — iſt dieſe Kraft, nach welcher Gogolj's Geiſt ſchmachtete, in den Arbeitern auf dem Felde der Literatur nicht zu finden. Die bedeutenderen unter ihnen, die glänzenden und hochbegabten Schriftſteller, wie Tſchechow und Gorjki, können mit ihrer Feder wohl das Leben *widerſpiegeln*, ſind aber nicht imſtande es *umzugeſtalten*. Sie ſchildern meiſterhaft die willenloſen Menſchen, aber ſie vermögen nicht, den Willen zu ſtärken, ihm Kraft zu verleihen, ihn zur lebendigen, ſchöpferiſchen Tat zu drängen, zur wackeren Arbeit. Sie liefern uns eine ganze Serie „trübſeliger Menſchen", und ſie betrüben ſich ſelbſt, ſie leiden, indem ſie *eine* ſolche Geſtalt nach der andern entwerfen; aber ihnen ſelbſt iſt es nicht gegeben, ein heiteres Lächeln auf dem traurigen Antlitz des ruſſiſchen Lebens hervorzurufen. Sie ſind ein

Spiegel des Lebens, aber nicht Leuchttürme desselben. Sie können den Leser nicht leiten, ihn nicht hinlocken zum „Süden", weil sie selbst nicht wissen, wo dieser ist. Sich quälend und Herzschmerz erleidend über die russische Gesellschaft, über das ganze russische Leben, daß darin kein „Geist des Lebens" sei, daß nirgends eine lebendige Tat sich zeige, nirgends lebendige Arbeit und lebendige Menschen, — wissen sie selbst nicht, was man denn eigentlich tun solle, sie vermögen nicht zu sagen, wohin man sich wenden, wo man die Erleuchtung suchen solle. Darum ist unsere ganze zeitgenössische Literatur so pessimistisch, darum stimmt uns das Bekanntwerden mit ihr so trüb und kummervoll. Es ist eben gar zu trüb und kummervoll in der Seele der Schriftsteller selbst.

Das Leben selbst, die äußeren Umstände im gegebenen Fall zu beschuldigen, ist völlig ungerecht. Der wahre Schriftsteller ist ein Prophet, ein Mann von vorahnendem Geiste, von höherer geistiger Kraft. Keinerlei äußere Umstände sind imstande ihn umzuändern. Das Warme wird immer warm sein und das Licht kann niemals zur Finsternis werden. Das Wort des prophetischen Schriftstellers, — es ist ein Blitz, der, vom Himmel fallend, den Baum entzündet, das Holz zersplittert, das Eisen schmelzen läßt.

Wehe unserer Literatur, daß in ihr so wenig prophetischen Geistes ist, wenig tiefern Eindringens in den verborgenen Sinn des Lebens, wenig Verständnis nicht dafür, wie das Leben **geht**, sondern dafür, wie es gehn **sollte**; nicht dafür, was getan **wird**, sondern dafür, was **nötig wäre zu tun**.

Bei Tschechow finden sich in einigen seiner Skizzen schwache Versuche, eine Antwort zu geben auf die Frage: „Was ist zu tun?" aber diese Versuche lassen nur noch greller die Ohnmacht des Autors hervortreten, dem Schriftsteller mit irgend etwas zu helfen.

In der Skizze Onkel Wanja (= Hänschen), — gegen den Schluß derselben, spricht eine der Heldinnen, nachdem sie eine Reihe schwerer Eindrücke durchlebt hat, gleichsam in der Hoffnung auf einen Lichtblick, auf eine mögliche Erleichterung in der Zukunft, zu dem noch mehr als sie in seiner Seele ermüdeten Onkel Wanja:

„Nun, Onkel Wanja, jetzt wolln wir arbeiten!"

„Wolln wir arbeiten!" antwortet dieser, wobei er sich an seinen Arbeitstisch setzt. Er schlägt die Kontorrechnungsbücher des Gutes auf und schreibt:

An Hanföl abgelassen — für einen Rubel und so und so viel Kopeken.

Und damit endigt die Skizze auch. Was soll dies heißen? Ist dies etwa der Lichtblick? Ist dies der Ausweg zur lebendigen Tat vom Meloneneſſen unter dem Mirgoroder Betthimmel? Gibt es denn auf dem Gute, mitten unter Tausenden armen Volkes, für einen intelligenten Menschen nichts anderes zu tun, keine andere Arbeit, als das Schreiben der Kontorrechnungen, mag es sich nun um Fastenöl für einen Rubel und siebzig Kopeken handeln oder um Weizen für zweihundert Rubel oder um einen Wald für zehntausend? —

Der Schluß der „Drei Schwestern" ist fast noch trauriger. Als sie sich ganze Jahre lang mit den Haufen

modernden Staubes in einem dunklen Winkel des „Mirgorod“ Bettvorhangs“ abgequält, glaubten die Tschechowschen drei Schwestern schier ersticken zu müssen. Der heimische Vorhang mit der ewigen einförmigen „Melone“ war ihnen zum Überdruß geworden, und da nun, als sie nach einem Ausweg, einem Lichtblick suchen, rufen sie wie mit einer Stimme:

„Nach Moskau! nach Moskau! nach Moskau!

Warum gerade nach Moskau? Warum nicht nach Petersburg, nicht nach Charkow, nicht nach Kasan und nicht nach Tula oder Kaluga schließlich? Liegt es etwa da an der Örtlichkeit und nicht an den Schwestern selbst? Wird etwa die Grundfrage des Lebens, die Frage nach seinem wahren Inhalt und ernstem Sinn, auf geographischem Wege entschieden? hängt sie ab von diesem oder jenem Grad der geographischen Breite und Länge?

Wir, die Einwohner der Residenz, einerlei, ob Moskaus oder Petersburgs, wir kennen Hunderte von Tschechowschen Schwestern und daneben auch von Brüdern, die gerade im großstädtischen Leben schier ersticken.

„Hier gibt's nichts Rechtes zu tun“, sprechen sie. „Hier ist alles ertötet vom Formalismus, verschlungen von der Kanzlei und der Vizeuniform. Die rechte, lebendige Arbeit kann nur auf dem Lande, im Dorfe, im Walddickicht statthaben. Da schläft Elias von Murom,*) der Held — das Volk. Ihn aufzuwecken, — das ist die große Aufgabe.

*) Ein Hauptheld der russischen Volksepen.

So ergibt sich's, daß die einen um der lebendigen Tat willen hinausdrängen aus den geräuschvollen Zentren des Lebens in das schlummernde Waldesdickicht, die andern aus ihrer ländlichen Einöde aber rufen: Nach Moskau, nach Moskau!

Es liegt aber nicht an Moskau, es liegt am Menschen selbst, an seiner Auffassung des Lebens und an seiner Bereitschaft und seinen Kräften, schöpferische Arbeit zu leisten, das Leben neu zu schaffen, entsprechend einem neuen höhern Verständnis seiner Bedeutung, und diese Arbeit liegt vor uns überall, — wie ein noch unbebautes Land. Durch ganz Rußland, besonders im Dickicht der Wälder, geht ein Klagen, schallt ein Stöhnen, daß es keine Menschen gebe, daß es an Arbeitern fehle für das lebendige, unaufschiebbare Werk von höchster Wichtigkeit, aber die Menschen in den Provinzen liegen unter ihren „Baldachinen" und weinen.

Wir haben kein Leben, sondern eine Schlafsucht, wir haben keine lebendigen Werke!

Um einen vielleicht etwas vulgären Ausdruck zu brauchen, möchte ich sagen: Die Leute haben warme Handschuhe in ihren Gurt gesteckt, und doch beklagen sie sich, daß ihnen die Hände frieren. Holt die Handschuhe hervor und steckt die Hände hinein, und es wird euch gleich warm werden. Suchet euch eine lebendige Arbeit, macht euch frisch daran, — und ihr werdet euren Kummer vergessen, ihr werdet aufhören, euer Leben lang unter dem „Mirgoroder Bettvorhang" euch mit „Melonen" zu begnügen.

Obgleich Gorjki in seinem „Leser" seine Ansicht über die Aufgabe des Schriftstellers mit Bestimmtheit dahin ausgesprochen, daß derselbe ein „Führer der Menschen" sein solle, daß solch ein Schriftsteller, ehe er aufs Katheder steige und laut zu allen rede, sich selbst fragen müsse: „Aber habe ich denn auch etwas zu sagen?" — denn sonst

„Wie willst du Führer sein den andern,
Wenn du selbst nicht kennst den Pfad zum Wandern?" —

aber früher in seinen bedeutendsten Werken hat Gorjki klar erkannt und ausgesprochen seine Unfähigkeit, den Leser mit sich zu führen, ihn, heißt das natürlich, zum „Süden" zu leiten, zu einem neuen und lichten Leben.

Die sich quälenden Seelen des Thomas Gordejew und des Elias in den „Dreien", — die sind Gorjki selbst „im Luftozean schwebend ohne Steuer und ohne Segel". Um die Sprache eines seiner Helden zu brauchen: Gorjki versteht, daß das Leben ein „ernstes Spiel" ist, er fühlt die Notwendigkeit, dieses Spiel so gut als möglich durchzuführen, aber wie er das machen soll, weiß er nicht. Wie verloren wendet er sich hierhin und dorthin, und nichts kommt dabei heraus. In dem Kreise, in welchem Gorjki sich eingeschlossen, gibt's keinen Ausweg zum Licht. Höher müßte er sich heben und dort den Ausblick suchen.

„Lehre uns, wie man leben soll! Sage uns, was man tun soll?" bittet Thomas Gordejew bald seinen alten Vater, bald seinen Paten Majakin, bald seine Altersgenossin, seine Taufschwester Ljubotschka, bald seinen alten Jugendfreund, den gewesenen Studenten, jetzigen Literator in der Provinz Jerschow. Und keiner von ihnen kann ihn befriedigen.

Thomas greift um sich, wie der Ertrinkende bald nach einem Grasbüschel am Ufer, bald nach einem kahlen Stein, bald nach einer trocknen Wurzel hascht; aber das Gras reißt ab, der Stein gleitet aus der Hand, die Wurzel aber zerfällt in Spreu. Thomas läßt in Verzweiflung die Hände sinken und versinkt selbst bis auf den Grund. Er wirft sich in den tiefsten Abgrund des Lebens, er ergibt sich dem Trunk, der wildesten Ausschweifung, er will seinen Drang nach dem unbekannten „Süden", den er nicht finden kann, ersticken, er hofft, seinen Durst nach Wahrheit im Branntwein zu ertränken; aber die breite Brust und die kraftvollen Lungen, die gesunde Natur rettet ihn, sie trägt ihn wieder empor, — und Thomas sucht qualvoll von neuem die ihm so nötige Antwort auf die Frage, wie man leben solle, und von neuem findet er sie nicht.

Es ist augenscheinlich, daß der Autor diese Antwort selbst nicht weiß und beim besten Wunsch seinem leidenden Helden nicht helfen kann. Deshalb weiß Gorjki nicht, nachdem er sich mit seinem Thomas mitverwickelt hat, wie er nun die unglückselige Geschichte des Gordejew abschließen soll. Er packt das Ende der Erzählung irgendwie zusammen und hinterläßt den armen Thomas halb als Trunkenbold, halb als Narren.

Elias in den „Dreien" ist eine Abart des Thomas Gordejew. Er ist — in anderer Hülle dieselbe Seele, in anderem Milieu — dieselbe Natur. Elias sucht ebenso, wie Thomas Gordejew, qualvoll mit Zähneknirschen die Wahrheit des Lebens, das Verständnis dafür und findet es ebensowenig wie Thomas und endet sein Leben ebenso

töricht, wenn nicht noch törichter, als jener. Auf der Flucht vor der Polizei, die ihn verfolgt wegen des an dem reichen Greise verübten Mordes, wirft sich Elias mit dem Schrei: „Halte dich, Seele!" in starkem Anlauf mit dem Kopf gegen die Mauer eines vor ihm liegenden Hauses und zerschmettert sich die Stirn.

Von der faktischen Seite erscheint ein solches Ende geradezu absurd, aller künstlerischen Wahrheit fremd, aber wenn wir hier einen gewissen Symbolismus zulässig finden, so wird sich ein tiefer Sinn darin finden. Dann kommt's darauf heraus, daß es nicht Elias ist, der sich am Schluß der Erzählung „Dreie" den Kopf an der steinernen Mauer zerschmettert hat, sondern daß Gorjki selbst, als er seine „Dreie" beendigte, und nochmals — sowohl beim Thomas als auch beim Elias — sich quälend über der Geburt des Worts von der Wahrheit des Lebens, aufs neue sich mit dem Kopfe gegen die Mauer gestemmt hat, die ihn in seinem abgeschlossenen Nietzscheanischen Kreise vom Lichte einer höhern Wahrheit trennte und daß er, da er eben nicht imstande war, sich über diese Mauer emporzuheben, noch auch über sie hinwegzuspringen, sich an ihr die Stirn zerschlagen hat.

Ohne Zweifel ist ein solcher Zustand des Autors noch weit qualvoller als der Seelenzustand seiner Helden Thomas und Elias. Von der einen Seite das klare Verständnis dafür, daß der Schriftsteller nur dann schreiben kann, wenn er fähig ist, ein Lehrer für das Leben des Lesers zu sein, sein Führer und „Pfadfinder", — von der andern Seite die niederdrückende Erkenntnis, daß der rechte

Weg des Lebens ihm selbst nicht bekannt ist, daß er selbst nicht weiß, was zu tun sei, damit das Leben nicht eine ertötende Schlafsucht, sondern ein lebendiger Dienst für den Geist des Lebens, für die lebendige Wahrheit und den Gott des Lebens werde. Es ist die immer erneute Wiederholung des alten Dramas, des Lebensdramas von Puschkin, Lermontow, Schtschedrin, Nekrassow und all den übrigen älteren und jüngeren Schriftstellern. So war es, so ist es, und so kann es noch lange, lange sein.

Der Ausweg aus dieser schweren Lage, der glückliche Abschluß des ewigen Lebensdramas der Schriftsteller kann nur stattfinden ausschließlich unter einer Bedingung: bei ernstlicher vorangehender Vorbereitung des Schriftstellers für seinen hohen und verantwortlichen Dienst. Das hohe Lehramt fordert auch ein hohes vorbereitendes Lernstudium. Dieses Lernen soll vor allem und hauptsächlich nicht bloß im Studium des vorliegenden realen Lebens bestehn, nicht im Sammeln bloßer Lebensbeobachtungen und nicht in der Überarbeitung der künstlerischen Begabung, in der Aneignung von Gewandtheit, Mustergültigkeit und Eleganz der Sprache, sondern am meisten im Verstehenlernen der einigen ewigen und unveränderlichen höhern Bedeutung des Lebens und im Erfassen dessen, wie wertvoll es sei, das reale Leben, entsprechend einem hohen Plane, umzugestalten, indem man die Menschen zu lebendiger, energischer Arbeit im Geiste höherer Liebe und Wahrheit zu begeistern sucht.

Die Lebensbeobachtungen, wie zahlreich und vielseitig sie auch sein mögen, sie sind doch nur ein reiches und

mannigfaltiges Material zum Aufbau, zur Erneuerung eines literarischen Erzeugnisses. Das künstlerische Talent, die literarische Begabung, — sie sind ein schon bei der Geburt verliehenes, mehr oder weniger dankbares Instrument, sozusagen das Handwerkszeug des Schaffens. Für die hohe Schätzung eines literarischen Erzeugnisses reicht aber die Hochschätzung dieser beiden Dinge — des Materials und der Werkzeuge — noch nicht aus.

Wichtig ist die Grundidee, der Plan, nach welchen das Gebäude aufgerichtet, der leitende Gedanke, von dem das Erzeugnis durchdrungen ist.

„Wem und wofür singst du dein Loblied?" fragt Gorjki im „Leser" den Schriftsteller. „Welchem Gotte dienst du? Und hast du überhaupt einen Gott?"

Das ist's! Das Suchen nach Gott, das Verständnis für die höhere Wahrheit des Lebens bilden eben auch die Grundlage des Studiums für den Schriftsteller, das Wesentliche seiner Vorbereitung zum Führeramt für die Menschen. Sie geben auch nur die Möglichkeit einer Befreiung von dem qualvollen Lebensdrama — von der Erkenntnis des eignen Unvermögens, andern Kräfte einzuflößen.

VI.

Das Spießbürgertum der Seele.

(„Die Kleinbürger" (Spießbürger) von M. Gorjki.)

In Gorjkis Skizze „Die Kleinbürger" ſind zwei Dramen enthalten: Das Drama des Zwieſpalts der Greiſe „Bessſemjonows" mit ihren Kindern und das Drama des Zwieſpalts der Kinder, Peters und Tatjana, mit dem Leben.

Die Greiſe, einfache Kleinbürger, haben die Kinder erzogen, haben dem Sohne und der Tochter Bildung beſchafft, aber die Kinder ſind nun erwachſen, und mit den Jahren hat ſich zwiſchen ihnen und den Alten eine Scheidewand errichtet. Die Greiſe verſtehen die Jungen nicht, und den Jungen wird es eng und dumpf bei den alten Eltern.

Dieſe Kinder nun, der Student Peter und die Tochter Tatjana, die Lehrerin, fühlen ſich fremd zu Hauſe, ſie erweiſen ſich als fremd auch im Leben. Die Jahre ihres Lernens ſind zu Ende. Es gilt jetzt, ſich an die Arbeit zu machen. Vor ihnen liegt das Leben, aber ſie haben nichts, wovon ſie leben könnten. Zu nichts haben ſie Luſt, nichts

interessiert sie, nichts lockt sie an. Weder brauchen sie etwas von den Menschen, noch können sie andern etwas bieten. Es ist ihnen langweilig, mit den Menschen zu sein, und den Menschen ist es langweilig, mit ihnen zu sein. Langweilig sind sie, die Menschen, langweilig das ganze Leben um sie her, farblos und fade.

Von dieser Seite betrachtet, hat die Skizze: „Die Kleinbürger", wie mir vorkommt, einen tiefern Sinn und umfaßt in ihrem Rahmen ein breiteres Gemälde, als der Autor vielleicht selbst angenommen hat. Wenn man so will, kann das kleinbürgerliche Leben der einen Familie Bessemjonow in seiner Art als Symbol dienen für unser ganzes allgemein russisches Leben. Der Kummer und die Langweile, die auf der Familie lasten, sind ja nicht das Los bloß dieser einen Bürgerfamilie.

Es ist langweilig zu leben! — das ist die allgemein und überall gehörte Klage. Man langweilt sich auf dem Lande, man langweilt sich im Gouvernement, man langweilt sich auch in der Residenz. Langweile herrscht überall und bei allen. Überall herrschen in den Massen spießbürgerliche, kleinliche Interessen, bürgerlich leere Gespräche. Überall ist überhaupt das Leben bürgerlich langweilig und Gorjkis Schilderung der einen langweiligen Bürgerfamilie erwächst auf solche Weise zu einem gewaltigen Gemälde des bürgerlich-langweiligen Lebens in dem ganzen unermeßlichen Rußland.

Der Grund dieses allgemeinen Kleinbürgertums ist derselbe, der auch Grund ist der kleinbürgerlichen Langweile und Dürftigkeit und der Inhaltsleere des Lebens in der

Familie Bessjemjonow, der auch der Grund ist all des Kleinbürgertums überhaupt, das Fehlen eines wahrhaften Aristokratismus (Aristokratie ist ein griechisches Wort, im Russischen = die beste Kraft *), eines Aristokratismus des Geistes, — der Grund ist eine innere Kraftlosigkeit, eine geistige Schwachheit und Insolvenz derer, die berufen sind und imstande wären, das Leben mit einem höhern Sinn zu erfüllen, es zu verschönern, daraus zu verscheuchen all die grauen kleinbürgerlichen Farbentöne und ihm Helligkeit und Glanz zu verleihen, die ertötende Langweile zu ersetzen durch freudevolle Begeisterung.

Nehmen wir Peter und Tatjana! Sie ersticken in dem kleinbürgerlichen Hause ihrer Eltern. Und warum? Darum, weil sie beide ebensolche Kleinbürger sind, wie ihre Alten, Kleinbürger des Geistes.

Bei sich zu Hause, in Gesellschaft der alten Leute, sind sie natürlich nicht in ihrem eignen, sondern in einem ihnen fremd gewordenen Milieu; aber dies gibt doch durchaus keinen Grund zu jammern, sich zu grämen und zu beklagen über das Leben. Im Gegenteil, eröffnet sich hier ein weiter Raum für die allerlebhafteste, anziehendste von hinreißender Begeisterung erfüllte Tätigkeit.

Stellen wir uns vor, daß wir von fernher, aus fremden überseeischen Ländern, über weite Meere und hohe Gebirge zurückkehren in einen abgelegenen „Bärenwinkel" und dahin mit uns bringen einen unerschöpflichen Vorrat von neuen und grellen Eindrücken. Da lebt alles rings um uns plötzlich auf. Da drängt sich alles dicht an uns heran.

*) Eigentlich doch wohl: „Die Herrschaft der Besten." (Anm. des Übersetzers.)

Man lauscht unsern Reden mit angestrengter Aufmerksamkeit. Überall erscheint Neubelebung. Von der Langweile ist keine Spur geblieben. Die Leute haben etwas, worüber sie nachdenken, sprechen und disputieren können. Wir haben in das kümmerliche, langweilige Leben einen neuen interessanten Inhalt hineingebracht.

Und hätten denn Peter und Tatjana, wären sie nicht selbst geistig typische „Kleinbürger" gewesen, auch dasselbe erreichen können in ihrer Sphäre, im Hause ihrer greisen kleinbürgerlichen Eltern? Sie hatten sich ja beide tief herabgelassen von obenher nach Hause, sie kamen zu den Kleinbürgern von den Gipfeln herab, aus den Palästen der Wissenschaft. Sie hatten lange und viel gelernt, hatten eine Unmenge von Büchern gelesen; sie hatten lebendige Menschen gesehn, hatten lebendige Worte gehört. Zu Hause hätte man sie gerne angehört; mit Ungeduld erwartet man in der Dumpfluft von ihnen einen frischen Luftstrom. Der naive Träumer, der Vogelfänger Pertschichin, empfindet, als er zu den Bessemjonows kommt, eine erdrückende Langweile und bittet den Peter, doch mit irgend etwas ihr graues trübes Leben aufzufrischen.

„Ach, wie langweilig!" spricht er. „Ja, hör' doch, Peter: ich hab' da neulich im Wochenblättchen gelesen, daß man in England fliegende Schiffe erbaut habe. Ein Schiff sonst, wie es immer sein soll, aber wenn du dich hineingesetzt hast und drückst auf irgend so 'nen Knopf, — husch! hebt sich das Ding sofort wie ein Vogel in die Luft bis unter die Wolken selbst und trägt den Menschen hinweg, — wer weiß, wohin . . . Ist das wahr, Petja?"

Peter: Dummes Zeug!

Pertschichin: Aber man druckt es . . .

Peter: Druckt man denn so wenig dummes Zeug?

Pertschichin: Druckt man denn viel?

Peter (verdrießlich): Natürlich, sehr viel!

Pertschichin: Nun, werd' nur nicht böse! — Und was ist das überhaupt mit euch jungen Leuten, daß ihr auf uns alte, verbrauchte Menschen so von oben herab blickt? Und wollt sogar überhaupt nicht mit uns reden? Das ist nicht gut!

Peter: Und was weiter?

Pertschichin: Weiter sehe ich, daß ich jetzt fortgehn muß.

Und er geht fort — in den Krug. Ein trauriges Ende, aber was soll Pertschichin, der arme Kerl, machen? Womit soll er sein graues Spießbürgerleben verschönern, wenn dieser aus der Welt der Wissenschaft angekommene Prinz, dieser traurige Ritter, mit ihm nicht einmal die Brosamen seines geistigen Reichtums teilen will, den er in die kleinbürgerliche Armut mitgebracht hat. Vorher fragt Pertschichin auch mit Neugier den Peter: „Du, sag' mir doch, bitte, was ist das: die Kanalisation?" und die Antwort erfolgt ebenso scharf und unliebenswürdig:

„Na, wozu brauchst du das zu wissen. Dir das so zu erzählen, daß du's begreifen kannst, ist mir zu lang — — und zu langweilig."

Im Anfang des dritten Akts hat Peters Mutter, die alte Akulina Iwanowna, ein langes Zwiegespräch mit der Köchin Stepanida. Es handelt sich um die Butter, mit

der man brät: warum so viel davon aufgeht; danach geht das Gespräch über auf allerlei erbärmliche Klatscherei, wer zu wem zu Besuch geht usw. Die Unterhaltung ist mörderisch langweilig und fade. Peter tritt ein und ärgert sich:

„Mama, ich hab Sie doch mehr als einmal gebeten, nicht so viel mit der Köchin zu reden. Das ist nicht gut.

Akulina Iwanowna (beleidigt): Was, befiehlst du etwa, daß ich bei dir nachfragen soll, mit wem ich reden darf? Du würdigst weder mich noch den Vater deiner Unterhaltung, da erlaub' doch, wenigstens mit der Magd ein Wort zu reden. . . .

Peter: Aber so begreifen Sie doch, sie steht ja nicht auf gleicher Stufe mit Ihnen. Außer Klatschereien werden Sie ja nichts von ihr zu hören bekommen.

Akulina Iw.: Und was höre ich denn von dir? Ein halbes Jahr lebst du nun zu Hause, und nicht ein einziges Mal hast du mit deiner leiblichen Mutter auch nur eine Stunde lang zusammengesessen . . . nichts hast du ihr erzählt . . . und was da in Moskau war, — und wie . . .

Wenn ein Pilger ins Dorf kommt oder irgend ein einfältiges Nönnchen, so haben selbst auch die etwas zu berichten, auch die bringen Leben mit sich, wecken Gedanken auf, sie verschönern — sei's auch nur durch märchenhafte Geschichten — das graue ländliche Alltagsleben. Von ihnen kommt doch ein Hauch von Leben in das abgesperrte Dickicht des Dorfes, aber Peter und Tatjana haben gar nichts zu teilen mit der dunkeln Kleinbürgergesellschaft,

haben nichts, womit sie das langweilige Kleinbürgertum erheitern, erfreuen könnten. Die Leute kommen nicht zu ihnen, sie gehen ihnen aus dem Wege. Pertschichin geht von Peter fort in den Krug, aber wenn er sich auch entschließt zu bleiben, so ist's unter einer Bedingung: „Wollen wir Karten spielen? Mit eignem Trumpf?" — Téterew blickt ironisch auf Peter und lächelt, als ob er sagen wollte: „Was nun, Bruder, mit dir nur bleibt er", — dann aber, als Pertschichin gegangen, fügt er, zu Peter und Tatjana gewandt hinzu:

„Bemerkt ihr wohl, daß bei diesem halbtrunkenen, abgenutzten Vogelhändler der Geist rege und seine Seele lebendig ist, während ihr beide, an der Schwelle des Lebens stehend, schon halbtot seid?

Indem Peter und Tatjana sich auf die Reise des Lebens begeben, haben sie sich mit nichts versorgt. Indem sie in das dumpfige Erdgeschoß des Kleinbürgertums hinabsteigen, haben sie aus der lichten Welt des Wissens, aus dem weiten Bereich des Gedankens gar nichts mit sich genommen.

Als Kleinbürger haben sie das Schloß der Wissenschaft betreten, als ebensolche haben sie's auch verlassen. Es erscheint ihnen sogar unglaublich, daß man irgendwo und durch irgend etwas sich erfrischen könne aus der abgesperrten kleinbürgerlichen Dumpfheit. Als Helene Zwetajew und der Student Schischkin, Peters Kamerad, ihnen mit Entzücken erzählen, wie lustig es gewesen bei der Repetition des Soldatenschauspiels, zuckt Peter mit den Achseln:

„Mir ist es unbegreiflich, weswegen nur ihr euch aufspielt zu einer Sympathie mit diesen einfältigen Leuten! —"

Die Zwetajew: Wir spielen uns nicht auf. . . . Wir teilen mit ihnen, soviel wir können. . . .

Schischkin: Und es ist sogar nicht das . . . Ganz einfach, es ist uns angenehm, in ihrem Kreise zu sein. . . . Sie sind ungekünstelt — — unter ihnen atmet man eine besondere gesunde Luft ein — — etwa wie im Walde. Uns Bücherwürmern kann's nie schaden, sich auszulüften.

Peter (mit Erbitterung): Ihr liebt eben von Illusionen zu leben. Und eure Absichten, — entschuldigt das aufrichtige Wort, — sie sind lächerlich. Sich zu erfrischen unter Soldaten, das ist doch — — entschuldigt mich . . . .

Dem Peter ist Schischkins Wunsch sich zu beleben durch die Annäherung an den jüngern und dunklen Bruder (das einfache Volk) geradezu lächerlich und unbegreiflich, und zwar deshalb unverständlich, weil er selbst die verkörperte Dumpfheit ist, ein Mensch „ohne Sauerstoff". Dies ist nicht ein lebendiger Baum oder eine Blume, die die Zimmerluft erfrischen sollen, sondern eine konservierte, künstlich getrocknete Pflanze, unfähig andere zu beleben oder selbst Leben zu gewinnen.

Ich beobachtete einmal einen interessanten Fall. An irgend einem Feiertage hatte ich aus Triest eine kleine Ausfahrt unternommen zur See auf einem Dampfboot in ein benachbartes Städtchen. Das Städtchen erwies sich als langweilig und ich machte mich sofort wieder auf den

Rückweg. Es war zwei Uhr nachmittags. Am Morgen war der Dampfer vollbesetzt dahin abgefahren, jetzt waren wegen der frühen Stunde fast gar keine Passagiere da. Außer mir fuhren nur drei italienische Familien — sechs Erwachsene, Väter und Mütter und wohl ein Dutzend Kinder. Sie kehrten von einem Ausflug nach Hause zurück. Wir hatten zwei Stunden zu fahren. Die Ufer waren nicht schön; das Meer lag ruhig; der Dampfer schleppte sich langsam dahin; Vergnügen war wenig zu erwarten. Ich bedauerte die Kinder, aber mein Mitleid erwies sich als unnütz. Kaum hatte das Boot vom Lande gestoßen, so fing ein fröhlicher, gebräunter und kräftiger Mann, einer der Väter, mit den Kindern die munterſten Spiele an. Auf dem geräumigen freien Verdeck ließ er sie bald „Hucke dich", bald „Hasch-hasch!" spielen, bald alle möglichen Sprünge ausführen. Die Kinder sprangen in die Höhe und in die Weite; sie hüpften auf einem Fuß; sie liefen auf allen Vieren um die Wette. Des Gelächters, der Heiterkeit, der echt kindlichen Freude war kein Ende. Die Erwachsenen selbst verwandelten sich in Kinder und lachten nicht weniger als die jugendliche Schar.

Peter, dem langweiligen Kleinbürger im Geiste, hätte sich hier sicherlich gezeigt, daß es nichts Langweiligeres geben könne, als mit einem Dutzend von Kindern auf einem leeren Dampfboot längs den uninteressanten und längst bekannten Ufern dahinzufahren, der lebhafte und muntere Italiener aber erheiterte nicht nur die Kinder, sondern verbrachte auch selbst frohgemut die Zeit und gewährte auch mir, dem zufälligen Reisegefährten, statt der

zweistündigen Langweile viel reine und gute Belebung. Und so ist es bei allen und überall im Leben. Bei dem lebendigen Menschen wird alles Tun Leben und Interesse bieten; Peter und Tatjana aber werden sich, welche Tätigkeit man ihnen auch bieten möge, stets doch langweilen und die Arbeit selbst langweilig ausführen.

Was kann z. B. interessanter sein als die lebendige Arbeit, Kinder zu unterrichten? Man bringt ein Kind zur Schule; es kann zuweilen noch nicht die rechte Hand von der linken unterscheiden. Es vergeht die Zeit, und der Schüler entwickelt sich wie eine Knospe. Sein Gesicht wird gedankenvoller, in den Augen erglimmt ein Feuer. Der kleine „Wilde" verwandelt sich in einen Menschen. Eine solche Umwandlung Tag für Tag vor sich zu sehn, sie zu fördern — das ist eine große Freude, aber Tatjana langweilt sich auch hierbei. Ihre Kollegin in der Schule, das Fräulein Zwetajew, sagt:

„Die Schule ist interessant! wieviel interessante Kinder sind da! Ich betrachte sie. Es ist ungeheuer interessant, sich vorzustellen, wie diese meine Schüler einst leben werden. Da ist Nowikow. Er wird die Elementarschule beendigen, ins Gymnasium eintreten, später in die Universität . . . Er wird Doktor werden, wie mir scheint! Ein so solider Junge, so aufmerksam, so gut . . . die Stirn ist bei ihm mächtig entwickelt. Er ist sehr liebevoll . . er wird sehr viel arbeiten, der uneigennützige, prächtige Jung . . . und die Menschen werden ihn sehr achten und lieben. Und einst, wenn er an seine Kindheit denkt, wird er sich auch dessen erinnern, wie die Lehrerin Zwetajew mit ihm in

der Zwischenpause spielte und ihm dabei die Nase zerschlug. Du siehst, Tanja,*) das ist nicht viel, aber wenn du nur wüßtest, wie angenehm es ist!"

Die Zwetajew analysiert alle ihre Schüler so, wie diesen Nowikow, und das gibt ihrer Arbeit ein so gewaltiges Interesse. Für sie ist jeder Schüler ein lebendiger Mensch, eine interessante Seite des Lebens. Sie vertieft sich in sie, sie studiert sie, sie durchblättert Seite auf Seite und kann es wahrhaftig nicht begreifen, wie man bei solch einer Arbeit Langweile empfinden kann. Das ganze Leben ist voll Interesse; es ist das spannendste Buch mit lebenden Bildern, und die Kinderschar, die werdenden Menschen, die zukünftigen Arbeiter und Erbauer des Lebens, — das sind die allerinteressantesten Seiten dieses Buchs. Man kann sich von ihnen nicht losreißen, wenn man sie auch nur durchsieht, — und wieviel mehr Interesse bietet es, wenn man selbst auf diesen Seiten schreiben, zeichnen, ja auch nur ein lichtes Pünktchen eintragen kann.

Fräulein Zwetajew träumt, wie Nowikow in der Folgezeit, wenn er schon Doktor ist, seiner Kindheit gedenkt und auch dessen sich erinnert, daß seine Lehrerin beim Spielen mit ihm in der Zwischenpause ihm die Nase zerschlagen habe. Ein bescheidener, aber ein liebenswürdiger und für die Lehrerin wertvoller Traum! Sie kennt Nowikows Leben, seine trübe Kindheit. Der Knabe wächst auf in Not, ewig hungernd, ohne Freuden und Fröhlichkeit zu kennen. Seine Tage gehn dahin — einer nach dem

*) Abkürzung von Tatjana. (Anm. d. Übers.)

andern — grau, farblos und langweilig. Wenn er mit der Zeit an seine Kindheit zurückdenken wird, da wird ihm seine ganze Vergangenheit wie ein großer kummervoller grauer Fleck erscheinen, und auf diesem traurigen Hintergrunde erglänzt plötzlich in hellem Licht das Bild der Lehrerin. Sie allein bemühte sich, ihn durch freundliche Liebkosung zu erwärmen, ihn beweglich und munter zu machen. Sie spielte mit ihm wie ein guter Kamerad; sie lief mit ihm durch die Klassenräume, sie gab sich mit ihm ab; einmal hat sie ihm sogar die Nase zerschlagen. Wenn der Doktor Nowikow der vorlängst zerschlagenen Nase gedenkt, so lächelt er, in den Augen erglänzt ein heiteres Licht, es wird ihm warm ums Herz. Und auch das Herz der Lehrerin wird erwärmt von diesem Traum.

Eine zerschlagene Nase . . . das ist freilich wenig . . . vielleicht wenig entfernt vom Lächerlichen; aber wenn ihr wüßtet, wie das angenehm ist! und wie doch für alle das Leben sich heiterer anließe, wenn wir alle mindestens von so etwas träumen könnten! wenigstens damit jemand erfreuen könten!

Übrigens — was bedeutet die Schule! Der lebendige Mensch wird, scheint es mir, auch auf dem Kirchhof, im Grabe noch sich Arbeit finden. Die Mitbewohnerin bei Bessemjonows, Helene, vergleicht ihr früheres Leben mit dem jetzigen in der kleinbürgerlichen Familie und spricht mit Kummer:

„Als ich im Gefängnis lebte . . . da war's interessanter. Mein Mann war ein Kartenspieler . . . er trank viel, er fuhr oft auf die Jagd. Es war eine Kreis-

ſtadt . . . und die Menſchen darin alle ſo . . . wie außer Dienſten . . . ich ging nirgends hin, empfing niemand und lebte mit den Arreſtanten."

Das gibt uns ein klares und wenig erfreuliches Bild. Der tiefſte Hintergrund überhaucht das Ganze mit grauen Schatten. Und dennoch hat ſich Helene nicht gelangweilt, hat ſich nicht gegrämt über Mangel an Arbeit. Auch hier, hinter den Gefängnismauern, fand ſie für ſich lichte Freude, ſie vermochte andern das Leben zu verſchönern, den Arreſtanten frohe Stunden zu bieten.

„Ich kaufte ihnen verſchiedene Bücher, ich verteilte in jede Abteilung Damſpiele und Karten . . . ich teilte Tabak aus . . . gab auch Wein in geringen Quantitäten. . . . Auf den Spaziergängen ſpielten ſie Ball oder ein Fangſpiel, ganz wie Kinder. Ich kaufte ihnen Vögel und Käfige, und jede Zelle hatte ihr eignes Vögelchen . . . ſie liebten es, wie mich. Und, denken Sie, — es gefiel ihnen außerordentlich, wenn ich etwas Grelles angezogen hatte, — eine rote Bluſe, oder eine gelbe, ich verſichere Ihnen, ſie lieben muntere grelle Farben ganz beſonders. Und ſo kleidete ich mich ausdrücklich um ihretwillen ſo bunt als möglich . . . (Mit einem Seufzer:) Ach, es war prächtig mit ihnen! Ich habe gar nicht gemerkt, wie die drei Jahre vergingen . . . und als das Pferd meinen Mann erſchlagen hatte, da habe ich, wie ich glaube, nicht ſo viel um ihn geweint, wie um das Gefängnis. Es tat mir ſo leid, es zu verlaſſen . . und auch die Arreſtanten . . auch ſie waren traurig."

Wir finden hier ein wunderbares, rührendes Detail,

das von der grellen bunten Bluse. Im Gefängnis ist alles grau. Grau sind die Wände, grau die Pritschen, grau die Arrestantenkittel, grau die Soldatenmäntel, alle Personen erscheinen grau von dem langen Sitzen in der Eingeschlossenheit. Auf dem Hofe gibt's keinen Grashalm, alles ist zertreten und grau. Wohin man sieht, worauf der Blick sich auch wendet, alles ist grau, grau und grau. Wie langweilig ist diese ewige graue Farbe.

Sie quält, sie erstickt. Man sehnt sich nach etwas Lichtem, Grellem, Farbigem. Wenn die Frau des Gefängnisaufsehers eine blaue, rote, gelbe oder rosa Bluse anzieht und in derselben über den Hof geht, so ist auch das schon den Arrestanten angenehm. Es wird ihnen dann auf irgend eine Weise lichter, freudevoller ums Herz.

Im Leben ist's ebenso. Gar zu viel schon ist das Grau rings um uns! Graue Menschen, graue, gleichsam nur offizielle Beziehungen zwischen ihnen, und das ganze Leben selbst, von Anfang bis zum Ende, durch und durch grau. Man möchte doch Abwechselung, mehr leuchtende und bunte Farben im Leben und in den Menschen finden. Und das ist gar nicht so seltsam und schwierig, wie es vielleicht vielen scheint. Seht, wie die Italiener dort auf dem Dampfschiff mit der Kinderschar „Ducke dich" und „Hasch-hasch" spielten und dadurch zwei Stunden ihres Lebens mit heller Freude ausfüllten. Fräulein Zwetajew jagte sich mit dem Schüler Nowikow durch die Klassenräume, zerschlug ihm in der Zwischenpause die Nase, daß sie blutete und verschönte damit seine Kindertage, veranlaßte ihn noch nach Jahrzehnten, sich dieses Zufalls zu

entsinnen. Die Frau des Gefängnisaufsehers zog, als sie zu den Arrestanten in den Hof ging, nur eine farbige Bluse an und auch davon wurden sie fröhlicher; ihr graues Arrestantenleben ward von einem schnell vorüberfliegenden hellen Strahl getroffen. Wenn auch wir alle doch ebenso, in das kleinbürgerlich prosaische, graue Werktagstreiben unseres Lebens eintretend, von Zeit zu Zeit anstatt des grauen Dienstrocks unserer gewöhnlichen Verhältnisse „eine farbige Bluse" von größerer Herzlichkeit, seelischer Wärme anziehn wollten!

Es tritt z. B. ein Offizier in die Kaserne, in die „Rotte". Da ist alles in Ordnung, der Raum ist gesäubert, die Leute sind abgespeist, die Disziplin ist musterhaft, die Dienstregeln sind erlernt und werden streng erfüllt. Alles ist in vortrefflicher Ordnung, es finden keinerlei Aussetzungen statt. Aber den „Leuten", den Soldaten genügt das nicht. Es ist ihnen langweilig in der grauen Kaserne, im grauen Soldatenmantel. Ihnen wäre es teuer wert, wenn die Vorgesetzten, die Herren Offiziere, öfters „etwas grell Buntes" anziehn wollten. . . . Ich versichere Ihnen, sage ich mit den Worten Helenens, — sie lieben sehr muntere, grelle Farben. Sie wären tief gerührt, wenn der Offizier tiefer dem Soldaten in die Seele schaute als bei der gewöhnlichen Unterredung mit ihm, wenn er zuweilen sich erkundigte nach dem Leben und Treiben seiner Familie im Dorfe und bei Gelegenheit mal im Vorübergehn anfragte:

„Nun, wie steht's, Prochorow, hat deine Frau zu Hause sich erholt? Wie geht's deinen Alten?" — oder

„Wie wächst sich denn Kusjmin, dein muntrer Junge, aus?" oder sich einfach nach der Wirtschaft erkundigte:

„Was schreibt man denn, Sidorow, von zu Hause? Wie ist die Ernte ausgefallen? Haben die Bienen gut geschwärmt? Hat deine Braune schon gekalbt?"

Seht zu, wie die graue langweilige Kaserne erglänzen würde vor Freude und wie licht es von dieser Freude in der Seele dessen würde, der mitten in dem grauen Soldatenwesen öfter und öfter sich zeigte in irgend einem „grellen und farbenreichen" Gewande.

Einer meiner Bekannten, ein Student der Medizin im letzten oder Auslassungskursus,*) erzählte mir unlängst, wie er kürzlich in den Sommerferien in einem großen Marinehospital praktiziert habe. Lange, große, eigentümlich grau ermüdende Säle. Graue Wände, graue Decken, graue Patienten und auch die ganze Heilkunst selbst gewissermaßen grau: Rizinusöl, Einspritzung, Chinin und Wannen. Den Kranken ist es langweilig zu liegen, den Wärterinnen, sie zu pflegen, den Ärzten, sie zu behandeln.

„Es ist immer ein und dasselbe", sagten die Ärzte. „Dieselben Krankheiten, dieselben Arzeneien, dieselben Krankenzimmer. Heute, wie morgen; morgen, wie gestern. Man geht zum Dienst ebenso, wie wenn man eine Suppe ohne Salz auslöffelt. Gar kein Geschmack ist drin, nicht für einen Groschen Interesse."

*) Auf den russischen Universitäten sind wie in den übrigen Fakultäten so auch in der Medizin die einzelnen Fächer nach Jahreskursen eingeteilt. (Anm. d. Übers.)

„So salzen Sie doch die Suppe", sagte der Mediziner, ein lieber junger Idealist. „Die Krankheiten sind freilich immer dieselben, aber die Menschen, die daran leiden, sind verschieden. Interessieren Sie sich neben den Krankheiten auch für die Kranken. Der Mensch ist ein interessantes Ding. Da werden Sie mehr Verschiedenartigkeit finden als auf dem Gebiet der Krankheiten. Untersuchen Sie bei dem Kranken nicht nur den Puls, sondern auch das Herz, behorchen Sie nicht nur das Rasseln in der Brust, sondern auch das Stöhnen der Seele, wenn's vorhanden ist."

Der Jüngling selbst war dann mit den Kranken nicht bloß in ärztlichem Verkehr, sondern er verkehrte mit ihnen auch länger, sowohl früher als auch späterhin. Er unterhielt sich mit ihnen; er ging ein auf ihr Leben vor ihrer Krankheit. Die Patienten waren froh über ihn, wie über die Sonne an einem grauen, trüben Regentag.

„Wenn du doch wenigstens länger bei uns wärst", sprachen sie beim Abschied mit Tränen zu ihm. „Ohne dich hatte uns der Kummer überwältigt; mit dir wurde es hell im Krankenhaus."

„Im Hospital ward es wie sauberer, es duftete nach einem Festtag", sagte der Feldwebel, welcher die Aufsicht hatte über die Schar der Hospitalsdiener; — „gleich als ob die Luft wärmer und reiner geworden sei; das Klima war anders geworden."

„Und wieviel Freude hab' ich da erfahren", sagte, sich belebend und vor Freude errötend, der Arzt. „Das ist schwer zu erzählen."

Man kann sich wohl kaum vorstellen, daß in dem ungeheuer großen Krankenhaus, wo uns ringsum auf jedem Schritt soviel Kummer, Leiden und Qualen allerart umgeben, es möglich war, so viele lichte Momente zu durchleben.

„Nein, was Sie auch sagen mögen", schloß er, — „das Leben ist doch eine prächtige Sache! Es ist schön zu leben! Wenn ich ein Dichter wäre, so wäre das erste, was ich hinschriebe, ein begeisterter Hymnus aufs Leben und auf alle lebendigen Menschen in ihm."

Der Student der Medizin pflegte auch in die grauen Hospitalsräume immer in etwas „Grelles und Farbiges" gekleidet zu kommen, und dies erhellte wunderbar das graue Hospitalsleben, es gab auch dem jungen Arzt selbst eine Reihe heller regenbogenfarbig strahlender Eindrücke. Und dieser Student, der Dichter des Lebens — ist nicht bloß eine leuchtende Ausnahme. Seine Liebe zum Leben ist die allgemeine Regel, die natürliche Äußerung des lebendigen Geistes im lebendigen Menschen.

Der lebendige Mensch kann nicht umhin, das Leben zu lieben, und das Leben kann nicht umhin, sich ihm zu ergeben.

Der lebendige Mensch findet in sich Kräfte, um auf das Leben zu wirken und versteht daraus zu machen alles, was ihm nötig ist. Für den Menschen mit lebendigem Geist ist das Leben eine große Studie, ein künstlerisches Atelier, wo er schafft, knetet, zeichnet, lange und mühselig zur Reife trägt neue Ideen und nach diesen neue vollkommenere Formen schafft; den neuen Wein in neue

Schläuche einfüllt. Unzufrieden mit dem Geschaffenen zerstört, zerschlägt er's ud danach schafft er aufs neue. Der Gedanke arbeitet unablässig. Die Seele ist voll schöpferischer Begeisterung. Die schöpferische Kraft bringt Freude, lichte Stunden des Entzückens und Zufriedenheit und Genuß am Leben. Die schweren Qualen der Geburt der Ideen, die Enttäuschung und die Mißerfolge stumpfen das Interesse des Lebens nicht ab, sie schattieren es nur noch schärfer; sie rufen neue Anstrengungen hervor, sie veranlassen eine Anspannung des Willens. Der Mensch wächst über die Hindernisse hinaus, er erhebt sich höher und schreitet fort noch mehr entflammt, stärker, selbstbewußter.

Solche Leute sind die wahren Aristokraten des Lebens. Sie schmücken das Leben, in die trübe und graue Atmosphäre des Lebens bringen sie grelle und leuchtende Färben hinein, sie verleihen ihm einen edlen Glanz. Das Leben bleibt mit ihnen nicht stehn, es wird nicht sauer, es überzieht sich nicht mit Schimmel.

Ihre Begeisterung ergreift, steckt die andern mit an. Sie schreiten rüstig voran und sprechen voll Überzeugung:

„Wir lieben das Leben! Wir lieben Müh und Arbeit! Wir lieben lebendige und starke Menschen."

„Aber ihr — lebt ihr etwa?" fragen sie mit bitterm Vorwurf die erbärmlichen Kleinbürger des Geistes, alle die Herren Bessemjonow ohne Unterschied ihres Berufs und ihrer sozialen Stellung. Ihr schlendert so irgendwie um das Leben herum und stöhnt und klagt aus einem unbekannten Grunde . . ihr beklagt euch . . über wen denn? worüber? weshalb? Es ist unbegreiflich."

„Versteht ihr denn nicht?" antworten die Kleinbürger des Geists mit einer Gegenfrage, indem sie sich in den grauen Mantel irgendeiner langweiligen Philosophie und einer trüben kleinbürgerlichen Melancholie über das Leben drapieren.

„Daran liegt es nicht", könnten die Lebensfreudigen antworten. „Wenn es dem Menschen unbequem wird, auf der einen Seite zu liegen, so kehrt er sich auf die andere, wenn aber das Leben ihm unbequem wird, so klagt er nur. . . Macht ihr doch lieber eine Anstrengung, kehrt euch auf die andre Seite."

Aber, sieh da, diese Anstrengungen können die Kleinbürger des Geistes nicht machen. Sie treten ins Leben „ohne Persönlichkeit", und daher bleibt das ganze Leben um sie her ein unpersönliches. Peter sagt:

„Ich bin augenscheinlich ein schwacher Mensch. Das mich umgebende Leben ist stärker als ich. Ich fühle seine Niedrigkeit, aber ich kann nichts davon abändern, ich kann nichts Besseres hineinbringen."

Tatjana wiederholt in Verzweiflung dasselbe traurige Bekenntnis:

„Ich habe nichts, wo ich leben könnte, wofür und womit ich leben sollte. Ich fühle mich . . so schwach, so nichtsbedeutend. In mir, in meinem Herzen ist eine Öde. Alles ist vertrocknet, verbrannt; ich empfinde das, und es macht mir Schmerz. Das mich umgebende Leben . . diese Zwistigkeiten, diese Gemeinheit, die Kleinlichkeiten . . die Enge . . all das hat mich erdrückt. Allmählich, fast unmerklich erdrückt."

Das ist das eigene traurige Bekenntnis Peters und Tatjanas. Sie sind nicht Erbauer des Lebens, nicht kraftvolle Arbeiter desselben, sondern elende Krüppel, Invaliden. Sie sind erdrückt vom Leben und zwar kläglich, schimpflich erdrückt; — langsam, kaum bemerkbar erdrückt. Tatjana sagt:

„Das Leben zerbricht die Leute ohne Geräusch, ohne Geschrei . . . ohne Tränen . . unmerklich". . .

Das ist nicht wahr. Das ist eine Verleumdung gegen die Menschen, eine falsche Beschuldigung des Lebens. Die Menschen, die wahren Menschen, die Menschen von lebendigem Geiste kann man nicht ohne Geräusch, ohne Geschrei, unmerklich zerbrechen. Ein einfacher Stock, ein Knochen, ein Stein, ein Glas . . auch diese krachen, zeigen Widerstand, halten die auf sie drückende Kraft auf, wenn sie zerdrückt oder zerbrochen werden sollen. Leise, unmerklich, ohne Geräusch und Krachen kann man nur trockenes Heu, elendes vermodertes Holz, Staubpilze zerdrücken.

Das uns umgebende graue Kleinbürgerleben zerdrückt ebendeshalb, ohne Geräusch, unmerklich und leise zerreibt es die Menschen zu Pulver, weil diese menschliches dürres Heu, elende Kleinbürger des Geistes sind.

Wie geht dies zu? Warum? Auf welche Weise werden Peter und Tatjana zu dürrem Heu, das man ohne Geräusch, unmerklich zerdrücken kann? Warum ist von ihnen jegliche Farbe abgeblichen, warum sind sie verschossene, farblose Leute geworden? Von dem Greis, dem Vater Bessemjonow, kann man das doch nicht sagen. Das ist

ein Mensch mit einer „Persönlichkeit". Er selbst sagt seinen Kindern:

„Wir haben gelebt! . . Wir haben gearbeitet. . Häuser gebaut . . für euch . . haben gesündigt . . . vielleicht viel gesündigt."

Warum haben nun seine Kinder Peter . . Tatjana weder Kraft zum Arbeiten, noch Lust zum Leben, ja nicht einmal die Fähigkeit zu sündigen. Nachdem sie auf den Höhen des Wissens geweilt haben, sind sie zurückgekehrt in ihr kleinbürgerliches Haus aus den reichen Palästen des Gedankens, nicht als Aristokraten des Lebens, als Erbauer desselben, sondern als noch elendere Kleinbürger, Kleinbürger nicht ihrer Stellung nach, sondern nach ihrem Geiste. Die Alten haben ihre Kinder „in die Wissenschaft" geschickt, sie hofften, daß sie zu Adlern werden, daß sie hoch unter dem Himmelszelt dahinfliegen würden, sie aber kehrten zurück als naß gewordene Hühner und sitzen verdrossen mit gesträubten Federn auf der Hühnersteige. Das einzige, was sie mit sich gebracht aus der Welt des Wissens und des Gedankens in das langweilige Bessemjonowsche Kleinbürgertum, — das sind einzelne „elende" Bücherworte, mit welchen sie ihre sauren Mienen vor dem Angesicht des Lebens rechtfertigen, und mit denen sie wie mit einem Anflug von Rost jede ihnen begegnende Lebenserscheinung verdecken, jeden lebendigen Gedanken, jedes lebende Gefühl.

Die Zwetajew, Schischkin, Helene und andere in den „Kleinbürgern" auftretende Personen arrangieren z. B. ein Schauspiel für die Soldaten in der Kaserne und für die

Werkmeister in den Eisenbahndepots. Sie sind ganz eingenommen von ihrer Arbeit. Sie erregen sich, geben sich Mühe, sie arbeiten, leben. Sie selbst sind belebt, und sie beleben andere noch mehr; sie geben den Leuten die Möglichkeit, wenn auch nur auf Augenblicke, auf einige Stunden, wenn auch nur vor der Bühne des Theaters sich loszureißen von der grauen, gleichförmigen Langweile ihres Werktaglebens.

Peter aber tut nicht nur selbst nichts, sondern zerfrißt auch die anderen mit seinen Reden wie mit einem Rost. Statt der lebensvollen Arbeit züchtet er Philosophie und zwar, fügen wir hinzu, eine abscheuliche, rostige Philosophie.

Dieselbe kümmerliche, Überdruß erregende, rostige, unpersönliche Philosophie hat auch Tatjana. Nil sagt voll Verdruß zu ihr: „Du hast's langweilig zu leben, — beschäftige dich doch mit irgend etwas. Wer arbeitet, der langweilt sich nicht. Zu Hause ist dir's schwer, — so fahr aufs Land, leb und unterrichte dort, — — oder geh nach Moskau, lerne selbst noch. Arbeit ist dir nötig, aber du hast immer nur Philosophie. Es ist eine schlechte Gewohnheit von dir, Tatjana, daß du aus jeder Kleinigkeit Philosophie machst. Es regnet, — Philosophie, ein Finger schmerzt — eine andere Philosophie, — es riecht nach Ofendunst, — eine dritte Philosophie. Und wenn ich derartige aus Narrenspossen hervorgegangne Philosophien anhören muß (besonders, wenn sie an die Stelle lebendiger Arbeit treten), dann muß ich unwillkürlich denken, daß nicht jedem Menschen Kenntnisse nützlich sind."

Richtiger müßte ich übrigens sagen, daß nicht jede Kenntnis, nicht jede Wissenschaft den Menschen nützlich ist. Ich erinnere mich, wie ich vor etwa fünfzehn Jahren, nach meinem ersten Winter als Student, im Sommer, gleich im Anfang der Hundstagsferien auf dem Lande meine alte Wärterin besuchte. Die Alte brach vor Freude in Tränen aus, dann aber, als sie sich recht versenkt hatte in den Anblick meines von den Examina erschöpften und noch von der studentischen Winterarbeit bleichen Gesichts, schlug sie die Hände zusammen:

„Du mein eigner Junge! was hat die Wissenschaft mit dir gemacht? Sie hat dich ja ganz ausgedörrt, — hol' sie der Henker! Frisch und rosig warst du wie eben gebacknes Weißbrot, und jetzt bist du zum Zwieback geworden."

Ich hab' damals viel gelacht über die Reden meiner alten Amme, aber jetzt sehe ich, daß sie vielleicht sogar mehr recht hatte, als sie selbst annahm. Sie sah mein erschöpftes Gesicht und tadelte dafür die Wissenschaft. Das Leben aber, wenn es tief hineinblickt in die Seelen unserer Jugend, könnte noch lauter klagen:

Meine lieben Jungen, was ist nur aus euch geworden durch die Schulwissenschaft! Ihr seid ja ganz ausgedörrt, habt euch in trocknen Zwieback verwandelt. Zu nichts habt ihr recht Interesse, nicht zu den Menschen, nicht zur Natur, nicht für die Welt, noch fürs Leben. Ihr seid gerade wie ausgekochtes Fleisch: kein Geschmack ist in euch, noch Nährstoff; nur die Fasern sind geblieben. Das trockne Buchwissen und das tote Auswendiglernen haben die lebendige

Seele zerfressen, haben jedes lebendige Interesse in ihr ertötet.

Blicket zurück auf euer früheres Schülerleben. Geht in Gedanken durch all eure früheren Klassenzimmer und Auditorien, wo ihr „büffeltet", die Aufgaben beantwortetet und die Vorlesungen anhörtet; ruft euch wieder ins Gedächtnis die längst vergangenen, vielleicht schon vergessenen Eindrücke. Nicht wahr, es kommt euch alles so grau, so farblos, so tödlich langweilig vor?

So wenig haben wir in den hellen Jahren der Kindheit und Jugend im lichten Tempel der Wissenschaft und der Kenntnisse von wirklich Lichtem und Hellem geschaut! So selten sind in den grauen Auditorien zu den grauen Aufgaben und grauen Vorlesungen zu uns Menschen gekommen in irgend einem „farbenreichen" Gewande. Du überschaust so die langen Schuljahre, du gehst aufs neue von einer Klasse in die andere, von einem Kursus zum andern, und du scheinst, ohne einen Ausgang zu finden, zehn oder fünfzehn Jahre herumzuirren in den engen und düstern Gemächern des großen, kleinbürgerlichen Bessemjonowschen Hauses, wo alles so langweilig, so erstickend, so kleinbürgerlich grau ist, wo du nach irgend etwas Hellem, Leuchtendem, Farbenreichem suchst und suchst und es schließlich doch nicht finden kannst.

Die statistischen Ziffern verdecken die lebenden Menschen, die Retorten und Kolben verhüllen die Natur, das papierene Buch ertötet das Interesse an dem großen Buche des Lebens. Die Menschen leben, sie lernen und wachsen, aber mit den Jahren wächst in ihrem Innern die Leere.

In dem Maße, wie im Kopf die Bücherkenntnisse zunehmen, fangen die Menschen selbst an, zu einem toten langweiligen Buch zu werden. Es ist daher nicht zum Verwundern, daß man, wenn man nun aus der Schule hinausgeht in die Departements und Kanzleien des Beamtentums, sich auch dort wieder zu befinden glaubt in demselben Bessemjonowschen dumpfen und düstern Hause. Es ist dieselbe Bläße und Armseligkeit des Schaffens. Und so ist's überall und in allem. Das ganze Leben der Masse: Das persönliche und Familienleben, wie auch das soziale — es ist ein graues, langweiliges, niederdrückendes Bessemjonowsches Dasein, ein aller Farben und aller Helligkeit beraubtes Kleinbürgertum.

Ich will noch mehr sagen: unsere Literatur selbst, unser Theater, unsere Kunst, alles das, wodurch das Leben geschmückt und farbenreich erscheint, — alles dies ist in der Masse grau, alles das ist so langweilig, farblos, unpersönlich. Es ist so wenig „Helles und Farbenreiches" darin.

Mitten in diesem allgemeinen und überall verbreiteten Kleinbürgertum wird es den Menschen endlich auch eng und dumpf zu leben. Es erscheint ein Unbefriedigtsein, ein scharfes Mißfallen an der vorhandenen Wirklichkeit. Überall fühlt man gleichsam die niederdrückende Dumpfigkeit wie vor einem Gewitter. Es wird immer schwerer zu atmen. Bei manchen wird dieses Eigengefühl tragisch-qualvoll und löst sich in einer Katastrophe.

Zufällig geöffnete Gräber enthüllen zuweilen entsetzliche Tragödien, Tragödien von lebendig begrabenen ver-

meintlichen Toten. Die Scheintoten sind im Grabe erwacht, sie sind zu sich gekommen unter der schweren Erddecke. Es war ihnen zu eng in dem niedern Sarge, es mangelte an Luft; sie erstickten. Sie haben versucht, ihr Gefängnis zu brechen, den Sargdeckel abzuwerfen, sie haben sich krampfhaft im Grabe hin und her gewälzt, sie haben ihren Kragen zerrissen, ihre Finger zernagt, die Lippen zerbissen, sich das Gesicht zerkratzt; sie haben vielleicht Gott gelästert in ihrer Verzweiflung, dem Himmel geflucht, — aber alles war vergeblich, es mangelte an Luft, und sie sind unter furchtbaren Qualen erstickt.

Ähnliche Tragödien gehen zuweilen auch über der Erde vor sich. In der sittlich-dumpfen Atmosphäre erstickt nicht der lebende Körper, wohl aber die lebende Seele.

Die traurige Geschichte des unglücklichen Nietzsche zeigt uns gerade solch eine düstere Tragödie des Geistes. Nietzsches reich begabte Seele mit den weiten Ansprüchen aufs Übermenschentum quälte sich in den engen Umrahmungen des modernen, an innerem Gehalt so armseligen Lebens der Bourgeoisie, sie erstickte in der eng-spießbürgerlichen landläufigen Tugend, sie drängte hinaus in die lichte Weite, sie suchte nach Höherem. Kein Ausgang zeigte sich, kein Lichtblick in das Kommende, — — — und Nietzsche zerriß sich den Kragen, zertrümmerte alle Hemmnisse, verwarf Religion, Tugend, und Gewissen im Menschen, er wollte hinüberschreiten „jenseits des Guten und Bösen" und dort seinen Übermenschen finden, eine Befriedigung für seine Ansprüche, — aber auch dort war die ersehnte Freiheit der Seele nicht zu finden, die Freiheit

— vom Übel. Der Seele ward es noch beklemmender, dumpfer, und Nietzsche lästerte Gott in seiner Verzweiflung und sandte Verwünschungen gen Himmel.

In Wahrheit waren Nietzsches Flüche gegen den Himmel eine schmerzliche Sehnsucht nach dem Himmel, und die schrecklichen Gotteslästerungen verhüllten unter sich ein qualvolles Wehklagen zu Gott, ein leidenschaftliches Anrufen der Gottheit, einen unstillbaren Durst der lebendigen Seele, sich mit dem Urquell des Lebens zu vereinigen, zu Ihm sich zu erheben. Mit seinen eignen Kraftanstrengungen vermochte Nietzsche das nicht zu erreichen, und sein starker und freier Geist litt Pein, wand sich in fürchterlichen Krämpfen und ging schließlich auf tragische Weise unter.

Die große Mehrzahl der gewöhnlichen Leute, der „Herdenmenschen", die Masse der Menschheit kennt natürlich solche scharfe Qualen des Geistes nicht; diese Qualen sind das Los starker Seelen. Der Haufe aber erlebt eher eine Tragikomödie von allerlei verworrenem Drang, von unklarem Schmachten. Unbewußt fühlt er, daß er irgend etwas bedarf, daß ihm etwas mangelt, — aber was dies ist, — davon kann er keine Rechenschaft geben. Es ist wie die Unruhe eines Mäuschens, das man zuweilen bei physikalischen Experimenten mit einem brennenden Licht zusammen unter eine Glasglocke setzt. Die Glocke ist überall an ihrem Rande fest verschmiert, kein Zuströmen der Luft kann stattfinden, das Licht brennt und verzehrt und vernichtet bei dem Verbrennungsprozeß den Sauerstoff. Die Luft wird erstickender, das Atmen beschwerlicher. Das

Mäuschen wird unruhig, es fängt an, sich krampfhaft hin und her zu werfen. So auch wir, die Dutzendmenschen. Das Leben schreitet fort. Durch seinen Gang, durch eine Art von Verbrennungsprozeß verzehrt es die Energie der Seele; an Stelle der alten Erscheinungen drängt es neue Fragen in den Vordergrund. Alles das erfordert eine Erneuerung der sittlichen Atmosphäre um uns, einen neuen Zustrom von „Luft" für die Seele.

Aus uns selbst können wir unter der engen Glocke persönlicher Anstrengungen einen neuen Vorrat von „Sauerstoff" der Seele nicht aussondern, die uns geistig umgebende Atmosphäre nicht auffrischen; wir können's auch deshalb nicht, weil je weiter, je mehr wir anfangen „unruhig zu werden", uns krampfhaft hin und her zu werfen, wir, wie das arme dumme Mäuschen, doch keinen Ausgang sehen. Anstatt des Ausgangs in den weiten Luftraum, anstatt der leidenschaftlichen und unermüdlichen Nachforschung nach einem „frischen Strom von Sauerstoff" — suchen wir Vergessenheit, wir bemühen uns ruhig zu werden, uns einzuschläfern, das Gefühl des Unbefriedigtseins von der Gegenwart in uns abzustumpfen.

Unsere allgemeine und überall vorhandene Zerstreuung durch das Theater, durch Ausstellungen und andere Schauspiele jeglicher Art ist ein deutliches Symptom der weit verbreiteten sozialen Krankhaftigkeit des Geistes. Den Menschen ist es langweilig, schwer, ja unerträglich zu leben.

Für eine schöpferische Arbeit, eine neue frisch schaffende Tat fehlt es an Kraft; mit der Stickluft sich auszusöhnen

ist schwer, und die Gesellschaft sucht mit einem Theaterzettel wie mit einem beruhigenden Pflaster die schmerzgequälte Seele zu beschwichtigen; mit einem Schauspiel versuchen wir wie mit einer Gabe Opium, das scharfe Gefühl des Unzufriedenseins mit dem eignen Leben zu betäuben. Aber die sittliche Erstickungsnot bleibt in ihrer frühern Kraft bestehn, und vor dem modernen Leben steht immer noch ein und dieselbe Frage: wie soll's weitergehn? wo soll man die Befreiung von der allgemeinen Unzufriedenheit suchen? was mangelt uns für den, der sein und der andern Leben recht einrichten möchte?

Die Antwort auf alle diese Fragen ist nur eine: es fehlt das, was dem Leben das wahrhaft Aristokratische verleiht, was es „leuchtend und farbenreich" macht, es fehlt am klaren und vollen Verständnis eines höhern Lebensideals und an Kräften zur Verwirklichung dieses Ideals, zur Realisierung desselben im Leben.

Das menschliche Leben bewegt sich, es wächst und erweitert sich durch Ideen; es schmückt und verschönert sich durch Ideale. Die nackten Tatsachen, wie zahlreich sie auch seien, die Summe des Wissens, wie sicher sie auch angeeignet sei, — alles das ist nur Rohmaterial, alles nur Brennstoff. Sammelt eine noch so große Menge des besten Holzes, füllt einen noch so großen Raum selbst mit englischen Koks, es wird euch dabei doch kalt, ungemütlich, langweilig, grau sein. Das Feuer fehlt. Das flammende Element ist nötig, welches sowohl wärmt als auch leuchtet, welches die Erde mit einem Lächeln der Sonne erleuchtet und allem, was auf Erden existiert, erst die Möglichkeit

zu leben verleiht. Für unser Leben erscheinen als solch ein Feuer der Gedanke, erfüllt von Ideen und die lichten Ideale, die Ideale der höhern Liebe, des Guten und der Wahrheit.

Unser gewöhnliches Leben ist arm an diesem Feuer, selten flammt es auf und wird beleuchtet von der hellen Flamme desselben. Die Anforderungen des Geistes wachsen, die Bedürfnisse der Seele verfeinern sich, sie werden reiner und höher, — sie werden „aristokratisch"; unsere Bildung aber und unsere Erziehung, unsere Aufklärung, überhaupt unsere ganze Kultur, — sie bleiben im Grunde wie früher bourgeoismäßig, sie behalten ihre graue, langweilige armselig und dürftig kleinbürgerliche Schattierung. Auch die Kunst und die Wissenschaft erheben sich wenig über das Handwerk: sie schreiten schnell fort von seiten der Technik und wachsen nur langsam in ihrem Gehalt an Ideen. Der ihnen von Natur beiwohnende aristokratische Glanz tritt nicht in all seiner Helligkeit und elementaren Kraft hervor.

Der soziale Gedanke und die soziale Schaffenskraft in der Masse sind kleinbürgerlich eng und farblos. Die Jugend, die unter den Eindrücken derselben heranwächst, gestaltet sich unausbleiblich zu langweiligen und erbärmlichen Kleinbürgern nach dem Geist. Das jugendliche Idealfeuer, der göttliche Funke entzünden sich nicht in der trüben und dumpfen Atmosphäre, sie flammen auf mit einer Art blassen krankhaften Lichts und verglimmen bald, sie erlöschen ganz.

Das Leben bedarf eines Aristokratismus, und doch sind die, die in dasselbe eintreten, als neue Kräfte, als zu-

künftige Arbeiter, als soziale Hoffnung, diese selbst sind mehr noch als andere entblößt vom Geist eines wahrhaften Aristokratismus, vom Geist einer höhern und bessern Kraft.

Nicht umsonst war Nietzsche solch ein überzeugter und glühender Verkünder des Aristokratismus und zugleich solch ein leidenschaftlicher Hasser der allgemeinen Nivellierung, der Erniedrigung der einzelnen Persönlichkeiten um des Geschmacks der Menge willen, der „zu vielen", wie er sich verächtlich ausdrückt. Er strebte empor, er träumte von einem Leben oberhalb der „gutherzig-mitleidsvollen" Interessen, er ahnte den „Übermenschen", er verlangte die Anbetung vor der höhern Kraft und verkündete das Recht der Aristokratie (der Menschen von besserer Kraft) auf die volle Herrschaft und den Triumph im Leben.

Dagegen ließe sich gar nichts einwenden, wenn Nietzsches Grundgedanke von ihm vollständig ausgedrückt und logisch durchgeführt wäre bis zum Ende; — wenn Nietzsche, indem er das aristokratische Prinzip im Leben in den Vordergrund stellte, für sich selbst und die andern klar und bestimmt festgestellt hätte, was wahrer Aristokratismus ist. Das Leben soll aristokratisch sein, seine grundlegenden Arbeiter sollen Menschen von aristokratischem Geist sein; — — — aber es bleibt die Frage: welches aristokratischen Geistes eigentlich? Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem einen und dem andern Aristokratismus. Es gibt nämlich drei Arten des Aristokratismus.

Die allerälteste, die ursprünglichste Art des Aristokratismus ist die Aristokratie des Geschlechts, des Bluts, der

Abstammung. Der Eroberer fügte seinen Besitzungen das unterworfene Land hinzu und verteilte die besten Güter desselben zur Belohnung unter seine Kampfesgenossen, die Anführer der Kriegsmannschaften, die „Herzöge" (lateinisch dux, französisch duc, englisch duke, italienisch duca). Die Stammesältesten dieser Aristokratie waren Helden physischer Kraft, Menschen voll kriegerischer Kühnheit. Sie erwarben sich Ruhm und ein Recht auf den Vorrang, auf eine Herrschaft im Kampf des Menschen mit dem Menschen. Dies war — sozusagen, die elementare Aristokratie des Körpers.

Neben der Geschlechtsaristokratie, der elementaren Aristokratie des Blutes in der Menschheit, entwickelt sich oberhalb des großen Haufens, über den „allzuvielen" die Aristokratie der Intelligenz: die Helden des Gedankens, die Führer des Wissens, die Hippokrates, die Pythagoras, die Archimedes und Euklide, die Sokrates, die Galileis und Keplers, die Newtons, die Cuviers, die Aragos, Laplaces, Buckles, Darwins, Pasteurs und viele andere, denn ihr Name ist — Legion. Sie führen den Kampf nicht des Menschen mit dem Menschen, sondern den Einzelkampf des intelligenten Menschen mit den blinden Elementarkräften der Natur. Sie studieren das Weltall, sie erforschen die Naturkräfte und unterwerfen sie sich zum Wohl der Menschheit.

Die dritte Art der Aristokratie ist nicht eine Aristokratie des Körpers, der Abstammung, auch nicht eine Aristokratie der Intelligenz, der Heroismus des Gedankens, — es ist die Aristokratie des göttlichen Geistes, der Heroismus

selbstverleugnender Liebe und selbstlosen Dienens dem Guten und der Wahrheit. Die Helden dieser Art kämpfen nicht in elementarer Kraft mit den Menschen, auch nicht mit den elementaren Gewalten in der Natur, sondern mit dem elementaren Prinzip in sich selbst, mit den animalischen Instinkten, mit dem „Tier" im Menschen. Sie schreiten unermüdlich „aufwärts" und führen andre nach sich. Das sind die wahren Aristokraten der Menschheit. Sie verleihen unserm Leben einen hellen Glanz und schmücken es aus mit farbenbunten Blüten. Der lebendige Verkehr mit ihnen und die innige Vereinigung im Geiste macht auch uns teilhaft der Verwandtschaft mit ihnen, überträgt auch auf uns einen Teil ihres Aristokratismus, macht uns zu Aristokraten des Geistes.

Uns allen fehlt es sehr an diesem Aristokratismus. Wir alle sind größtenteils geistige Plebejer; und wahre Aristokraten, Aristokraten des göttlichen Geistes, gibt es betrübend wenige unter uns. Sehet doch nur, worauf hauptsächlich die Bestrebungen und der Genius der Menschheit gerichtet sind! Die Kolumbus und die Cookes erschließen unter gewaltigen Willensanstrengungen und mit außerordentlicher Kühnheit neue Länder, die Cortez, die Pizarros und die Jermaks *) erobern ungeheure Gebiete. Die Livingstones und die Nansens erforschen unter übermenschlichen Entbehrungen die Wüsten der Sahara und die Eisflächen am Nordpol. Die Schliemanns und die Fiorelli graben Troja und Pompeji aus. Die Cham-

*) Der bekannte Kosak, der Sibirien für Rußland erobert hat.

pollions entziffern mit genialem Scharfsinn die Hieroglyphen. Die Herschels studieren die Nebelflecke in den himmlischen Welten, und die Pasteurs fühlen sich wie zu Hause in der Welt der Bakterien und Mikroorganismen, die einen Wassertropfen bevölkern. Die Beobachtung der Naturkräfte, das Studium der Gesetze des Weltalls, die äußere Wohleinrichtung des menschlichen Lebens, die Entwicklung der Industrie und alle nur mögliche Technik, — all das zieht an sich und verschlingt furchtbare Willensanstrengungen des menschlichen Genius. Da sind wir überall auf dem Platz, da begegnen wir auf allen Schaufeldern langen Reihen ruhmvoller Männer der Tat, hochbegabter Arbeiter.

Etwas anderes erblicken wir auf dem Gebiete der Erforschungen, des Studiums und der Vervollkommnung des menschlichen Geistes. Hier ist der Kreis der Arbeiter sehr beschränkt. Die Männer, die — mit dem Siegel des Genius begabt, forschbegierig die Frage zu entscheiden suchten, nicht, worin und in wem die Menschen physisch existieren, nicht, wie sie in ökonomischer und sozialer Hinsicht leben, — sondern wodurch sie geistig lebendig sind; — der Leute, welche alle Kräfte ihrer außerordentlichen Begabung hingeben möchten für die Erweiterung der geistigen Horizonte der Menschheit, — solcher Leute gibt's wenig; aber desto wertvoller sind sie; desto aristokratischer sind sie; desto schätzenswerter und unentbehrlicher für uns ist die Gemeinschaft mit ihnen.

Es ist wohl zweifellos, daß, wenn Peter und Tatjana Bessemjonow zu dem Jahrzehnt ihrer Lehrzeit noch einige

Monate geistigen Umgangs mit diesen Aristokraten hinzugefügt hätten, sie nicht als solche elende Kleinbürger des Geistes nach Hause zurückgekehrt wären.

Tétjerjew entrüstet sich da im Gespräch mit Nil:

„Das Leben ist verdorben! Es ist schändlich zusammengeflickt."

Es ist nicht dem Wuchse anständiger Leute gemäß angefertigt, sag' ich. Die Kleinbürger haben es zusammengequetscht, es zu kurz und zu eng gemacht. Und ich selbst hier bin ein gegenständlicher Beweis davon, daß es dem Menschen nirgends, für nichts und zu keinem Zwecke zu leben lohnt."

Diese Worte sind bitter, sind kränkend, aber sie sind gerecht. Die „Kleinbürger" haben wirklich das Leben zusammengequetscht, zu kurz und enge gemacht. Aber wenn sich dies so verhält, wer hindert denn uns selbst, uns mit dem Geiste des wahren Aristokratismus zu rüsten, mit lebendiger und tätiger Kraft in das Leben einzutreten und es zu erweitern, es emporzuheben, es zu einem hellen und glänzenden zu gestalten?

Wir können uns immer umgeben mit der allergewähltesten aristokratischen Gesellschaft. Ein oder zwei Dutzend klassischer Autoren wird uns einführen in den Umgang mit Dante, Milton, Swift, Cervantes, Homer, Äschylus, Sophokles, Seneka, Epiktet, Shakespeare, Schiller, Goethe, mit unsern einheimischen Puschkin, Dostojewski, Tolstoi, Wladimir Ssolowjow und vielen andern. Wenn wir sie lesen und uns in die ewig lebendigen Seiten ihrer Werke vertiefen, sehen wir vor unsern Augen, worüber

ihre edlen Herzen Schmerzen und Kummer empfanden, wie sie — fielen und in ihrem Falle litten, und wie sie trotz ihres Falles ewig unaufhaltsam emporstrebten und andere machtvoll mit sich emporzogen.

Der Verkehr mit diesen Aristokraten des Geistes wird euer Herz hoch emporheben, wird den Horizont des Lebens vor euch erweitern und wird durch euch dem euch umgebenden grauen Kleinbürgerleben einen wahrhaft aristokratischen Schimmer verleihn.

Danach geht auch weiter in eurem Suchen nach dem Aristokratismus des Lebens! Mit dem Studium eines toten Buches vereinigt das Studium des lebendigen Menschen und erweitert eure engen Arbeitszimmer bis an die Grenze der Erde. Geht unter das Volk, mischt euch in den großen Haufen, treibt euch umher auf den Märkten, lauschet darauf, was da geredet wird, worüber man nachdenkt und sich sorgt auf den Landungsplätzen, in den Waggons, auf den Dampfschiffen, in der rauchigen Bauerhütte und im eleganten Salon. Ja, und geht nicht, um Politik zu lehren oder zu treiben. Was können wir andere lehren, wenn wir selbst nichts wissen, wenn wir im Dunkeln wandeln bezüglich der fundamentalsten Lebensfragen. Und wie wollen wir ein fremdes Leben ordnen, wenn wir ringen und ringen und doch nicht imstande sind, unser eignes Leben zu ordnen und wohl einzurichten, unsere eigne innere Welt in die rechte Ordnung zu bringen? Gehet hin, um zu lernen, um leben zu lernen, um es zu lernen vom Leben. Für den Menschen ist nichts interessanter und lehrreicher als der Mensch. Wenn ihr einem

neuen Menschen begegnet, so blicket auf ihn, wie ein in der Wüste Durstender auf einen Krug voll Wasser. Bemüht euch, aus ihm zu trinken, ihn zu verstehn, ihn zu studieren bis auf den Grund.

Ihr werdet, gleich im Anfang schon, überrascht sein, wie interessant das Leben ist; ihr werdet sehn, wieviel Menschen es gibt, die begierig einen Ausweg suchen aus dem engen und dumpfen Kleinbürgerleben, und ihr werdet euch schämen, zu klagen und die Federn zu sträuben auf eurer Hühnerstelge, während überall so viel unaufschiebbare und lebendige schöne Arbeit sich vollzieht.

Gehet danach zur Natur. Gehet hinaus aus den engen und dumpfen Steinsäcken, überschreitet die staubigen Stadtgrenzen. Durchstreift den dichten Wald, steigt hinab und aufwärts längs dem breiten und wasserreichen Flusse, atmet auf in der freien Luft der Felder, ergötzt euch an dem majestätischen Spiegel des Meeres, erklimmt die Gipfel der Berge. Die Natur wird euch erfrischen, beruhigen, ermuntern, sie wird euch Minuten und Stunden reiner Poesie gewähren. Die Sonne wird euer kaltes, träges Blut erwärmen und beleben, der Wald wird euch einschläfern mit seinen zarten Märchen, das Meer wird eure Energie wecken, die Bergesgipfel werden eure Gedanken emporheben und werden eure Gefühle so rein und lauter machen, wie die euch umströmende Bergluft.

Die Schönheit und Größe der Welt, die überall ertönende Harmonie der Natur werden auch im menschlichen Leben den Durst nach Harmonie erwecken und das Bedürfnis der Schönheit auch in den gegenseitigen Ver-

hältniſſen der Menſchen. Ihr werdet euch den allerbeſten Lebensſtil verſchaffen, ihr werdet beharrlich den höhern, unbeſchreiblich ariſtokratiſchen Lebensplan ſuchen, und wenn ihr ſchließlich das große Lebensbuch in die Hand nehmen werdet, die Lehre des Evangeliums vom Reiche Gottes unter den Menſchen, dann werdet ihr die Möglichkeit erkennen, volle innere Befriedigung zu erlangen. Das Leben wird in euch und durch euch ſich erweitern, es wird frei werden von dem Besſſemjonowſchen Weſen, und es wird licht für euch werden. Ihr ſelbſt werdet darin der erſehnte helle und farbenreiche Punkt ſein. Aber von ſelbſt wird das enge, eingeſchachtelte und erſtickende „kleinbürgerliche" Leben nicht zu einem ariſtokratiſchen werden, wenn wir ſelber uns nicht teilhaft machen werden des Ariſtokratismus des Geiſtes. —

VII.

Schriftsteller und Leser.

Der selige Schtschedrin (Ssaltykow) pflegte nach langen Jahren schriftstellerischer Arbeit, als sein Leben zur Neige ging, sich bitter zu beklagen, daß zwischen ihm und dem seine Werke lesenden Publikum kein engeres sittliches Band sich fühlbar mache, keine mehr oder weniger klaren und wahrnehmbaren Spuren vom Einfluß seiner Feder sichtbar wären. Es gebe keine nähere herzliche Freundschaft, keine Vereinigung der Seelen, sondern es existiere nur, sozusagen, eine Bekanntschaft auf Grüßen mit Hutabnehmen. Man ist sich begegnet, hat sich begrüßt und ist wieder auseinander gegangen. Der Schriftsteller hat geschrieben, hat das Manuskript in die Druckerei gesandt und sein Werk veröffentlicht; der Leser hat das Buch, das Journal oder die Zeitung erhalten, hat gelesen und das Gelesene beiseite gelegt.

„Der Schriftsteller schreibt und schreibt, der Leser liest und liest," so klagt Schtschedrin, „und damit ist alles zu Ende. Weiter geht die Annäherung nicht. Und der Schriftsteller und der Leser bleiben einander fremde Leute."

Schwer war es natürlich für Schtschedrin, dies zu empfinden; schwer wird dies empfunden auch von vielen anderen Schriftstellern, aber nichtsdestoweniger ist dies eine Tatsache, und zwar eine erklärliche, ja leider eine unvermeidliche Tatsache.

Der Schriftsteller ist ein geistiger Lehrer, nur — nicht ein Schullehrer, sondern ein sozialer Lehrer. Die Literatur, — sie ist das Auditorium, in welchem ganze Generationen eines Volks und wohl auch ein bedeutender Teil der ganzen Menschheit erzogen wird. Wenn die Schule keine merkbaren Spuren in ihren Zöglingen hinterläßt, dieselben nicht geistig mit sich verwandt macht und sie nicht veranlaßt, ihr ganzes Leben lang mit Liebe ihrer Lehrer zu gedenken, — so bedeutet dies, daß die Schule nicht auf der Höhe ihres Berufes gestanden, ihren Zöglingen nicht das gegeben hat, wonach ihre Seele verlangte. Die Schuld an der geistigen Trennung zwischen Lehrer und Schüler liegt in erster Linie am Lehrer. Er hat es augenscheinlich nicht verstanden, das Herz der Lernenden zu erwärmen, — so blieben sie auch kalt gegen ihn selbst; sie haben ihre Arbeit mit ihm beendigt, sind abgegangen und haben ihn vergessen. Das Gedächtnis dagegen eines guten Lehrers bleibt erhalten bis zum Grabe. Es leuchtet in der dichtesten Finsternis des Lebens immer noch hervor.

In dem schönen Buche Konis: „Theodor Petrowitsch Haas" wird folgender rührende Vorfall erzählt. Der Senator Arzymowitsch war mit einer Revision in Sibirien beschäftigt. Bei der Durchreise machte er Halt in einer Niederlassung, wo sich sehr viele verbannte Ansiedler be-

fanden. Während man die Pferde umspannte, hatte sich ein großer Volkshaufe versammelt. Arzymowitsch sprach mit diesem und jenem einige Worte. Als dann die Reiseequipage fertig vorfuhr und Arzymowitsch einsteigen wollte, trat plötzlich ein ehrwürdig aussehender Greis zu ihm heran in einem kostbaren Hausrock aus feinem Tuch und ließ sich trotz dem die Straße dick bedeckenden herbstlichen Kote vor ihm auf die Kniee nieder. Arzymowitsch dachte, daß der Greis sich an ihn mit einer Bitte um Begnadigung wenden wolle, versuchte ihn aufzuheben und versicherte ihm, daß er gern für ihn tun wolle, was nur möglich sei. Allein der Greis dankte dem Senator für seine Bereitwilligkeit, ihm sein Schicksal zu erleichtern, lehnte jedoch alle Hilfe ab.

„Ich brauche nichts", sagte der verschickte Ansiedler, ein früherer Sträfling, — „ich bitte dich nur, Väterchen und Gebieter, daß du mir sagest, ob Theodor Petrowitsch Haas in Moskau noch lebt?"

Seht, das war also wirklich ein Lehrer, — dieser Haas. Der Zwangsarbeiter, sein gewesener Schüler, hat ihn auch in Sibirien nicht vergessen. Die Seiten, die von Haas in den Herzen der Sträflinge beschrieben waren, strahlten hell auch in den dunklen Bergwerksschachten der Zwangsarbeit. Auch die Narben von den Schlägen der Sträflingspeitschen haben sie nicht verwischen, auslöschen können. Mit welch kraftvoller, feuriger Sprache muß also Haas geredet haben! Und diese Kraft der Sprache hat dem Manne die Liebe gegeben, — die Liebe zu dem leidenden, an Leib und Seele angefaulten „zwangsarbeitenden" Volk.

Wenn jeder Schriftsteller in solcher Sprache, in der Sprache des Herzens voll Liebe zum Menschen schreiben wollte, er würde dem Leser nicht fremd bleiben. Er würde nicht nur so „etwas hinschreiben", — er würde lehren. — Er würde machtvoll den Leser mit sich führen, und dieser würde nicht nur so „etwas überlesen", sondern er würde „sich hineinlesen" in seinen Lieblingsautor, würde auf jedes Wort von ihm wie auf einen hellen Lichtstrahl warten, würde liebevoll hochschätzen jede Idee von ihm, jedes Bild, ja selbst seinen Namen.

Die Seiten, die in solcher Sprache geschrieben sind, werden hindurchdringen durch die Weite der Zeiten, sie werden Zugang finden zu Lesern der verschiedensten Nationen, sie werden wertvoll und verständlich sein der ganzen Menschheit.

Als der bekannte Afrikareisende, der Missionar Livingstone, irgendwo in Zentralafrika verloren gegangen war, wurde zum Aufsuchen desselben eine Expedition ausgesandt unter der Leitung Stanleys. Nach langwierigen und mühseligen Forschungen fand Stanley den Livingstone in einer entsetzlichen Lage. Erschöpft durch eine schwere Krankheit, lag Livingstone bei irgendwelchen Wilden, die den Kranken gar nicht verstehn konnten; dessenungeachtet pflegten sie Livingstone, so gut sie es vermochten.

„Sagen Sie mir doch", fragte Stanley ihn später, „wie Sie sich überhaupt mit Ihren „Ärzten" verständigt haben, und wie diese Ihre Bedürfnisse und Wünsche begriffen haben?"

Livingstone antwortete:

„Es gibt eine Sprache, die allen Volksstämmen auf jeglicher Stufe der intellektuellen Entwicklung verständlich ist. Diese Sprache ist — die Sprache der Liebe zum Menschen. Mit dieser Sprache werdet ihr immer einen Zugang finden zum Herzen des Menschen, und ihr selbst werdet ihn auch immer verstehn."

Bisher und eben noch wird diese Sprache auf der Schule nicht gelehrt, deshalb bleibt die Schule auch mit wenigen Ausnahmen den Schülern fremd. Sie ist nicht die teure alma mater, die nährende Mutter, sondern die beschwerliche, unvermeidliche Leiter für unsere Erhebung zu einer gewissen unentbehrlichen geistigen und sozialen Höhe, die uns Rechte verleiht. Selten auch wird diese Sprache in der Literatur vernommen.

Nicht in ihr redet der Schriftsteller in höherem Maße mehr oder weniger schön und anziehend und deshalb bleibt er auch dem Leser nur „auf die Grußform" bekannt. Der Schriftsteller ist kein intimer Freund, kein Berater und Lehrer des Lesers, sondern ein interessanter, zufällig getroffener unterhaltender Bekannter, mit dem man einige Mußestunden gerne verkürzt.

Indem ich von der Sprache der Menschenliebe rede, als von einer fundamentalen Eigenheit des Schriftstellers, ohne die er nur „etwas hinschreiben", nicht aber schriftstellerisch wirken wird, verstehe ich ja darunter nicht die erbärmliche Empfindsamkeit, die fade Sentimentalität und das süßliche Zuckerwasser mit der vorgeschriebenen matten Moral, sondern ein tiefes, ernsthaftes Gefühl, ich verstehe

darunter die beständige und unabläſſige Liebe des Schriftſtellers zur Menſchheit mit all ihren Wunden, mit all ihrer ſeeliſchen Fäulnis, ich verſtehe darunter den Glauben des Schriftſtellers an die Möglichkeit einer „Auferſtehung“ auch der „toten Seelen“, ſeine Bereitwilligkeit, dem Leſer zu Hilfe zu kommen, für ihn ein barmherziger Samariter zu ſein, ihm die Leiden ſeiner Seele zu erleichtern, ihm zu helfen, ſich auf ſeine eignen Füße zu ſtellen. In der Maſſe der literariſchen Erzeugniſſe iſt es freilich ſchwer, die Antwort auf ſolche Forderungen zu finden.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich ſage, daß man die ganze vorhandene Literatur aller Länder und aller Zeiten in drei Teile zerlegen kann. Die erſte Art der Erzeugniſſe bietet ein mehr oder weniger ſcharfes und objektives Abbild der Wirklichkeit. In dieſen erzählt der Schriftſteller mit dem ihm innewohnenden Talent der Darſtellung in voller Ruhe, was er geſehn, beobachtet hat, wobei er meiſt bei den Wunden des ſozialen Lebens verweilt, weil ebendieſe Wunden die häufigſte Erſcheinung ſind. Als typiſcher Repräſentant ſolcher Schriftſteller kann Zola dienen mit ſeiner Serie von Romanen: „Die Makar-Rougots“, und bei uns der für alle Eindrücke des Tages ſo empfängliche P. Boborykin.

Zola ſelbſt beſtimmt die Aufgabe eines Schriftſtellers folgendermaßen: „Der Romanſchreiber ſoll ſich an die Tatſachen halten, an das ſtrenge Studium der Natur. Er tritt ſelbſt ganz zurück, er bewahrt ſeine Erregungen in ſich und legt ganz einfach dar, was er geſehn hat. Der Romaniſt, welcher ſich über das Laſter entrüſtet und der

Tugend Beifall klatscht, entstellt die von ihm gesammelten Dokumente. Sein Werk verliert dadurch an Kraft. Das ist dann nicht mehr eine marmorne Bildseite, die unmittelbar aus der unbelebten Scholle hervorgebracht ist, sondern ein künstlich bearbeiteter Stoff, der durch die Erregung des Autors entstellt ist."

Andere Schriftsteller begnügen sich nicht mit der portraitmäßigen Schilderung der Wirklichkeit. Sie entrüsten sich über die Widerwärtigkeit dieser oder jener Erscheinungen des Lebens, sie empören sich dagegen, sie schleudern Donner und Blitze gegen dieselben, sie überfluten sie mit dem Gift des Sarkasmus, sie strafen sie mit der Geißel der Satire. Denkt an das Lermontowsche Gedicht: „Zum ersten Januar".

„Wenn vor mir wie in wirrem Traum
Beim Lärme der Musik, der Tänze,
Beim Flüstern der längst abgedroschnen Phrasen
Die seelenlosen Schatten all der Menschen ziehn
Mit anstandshalber vorgelegten Masken, ...
Ach, wie mich's drängt, in diese falschen Freuden
Hineinzuschleudern einen scharfen Reim,
Stahlhart, erfüllt von edlem Zorn und Kummer!"

Die dritte Art von Schriftstellern sieht, wenn sie mit dem Blick des Genius das Leben durchschaut und es mit ihrem großen Herzen geschätzt hat, wohl ein, daß dieses Leben der Menschheit mit seinem Drang zum Himmel und seinem Waten im Kot der Sünde — ein schweres Drama ist, daß es da keine Schuldigen gibt, sondern lauter Unglückliche, und daß es keinem unter uns gegeben ist, die

andern zu verurteilen und zu geißeln und Steine auf sie zu werfen. Über „Anna Karenina“ *) stehen als Epigraph die göttlich-majestätischen Worte: „Die Rache ist Mein und Ich will vergelten“, d. h. daß das höchste und endgültige Gericht über die Missetat des Lebens nur allein der höchsten und endgültigen Wahrheit gehört. Die Bestimmung aber der Menschen ist es, sich bis zu dieser Wahrheit zu erheben und andere mit sich zu ihr zu erheben. Der größte russische Dichter hat seinen Beruf auch in dieser Weise aufgefaßt. Er schreibt sich nicht die Geißel der Satire und nicht die Rache für das Böse als Verdienst zu, sondern nur den lauten und machtvollen Aufruf zum Guten:

„Und lange werd' ich meinem Volke darum wert sein,
Weil zum Gefühl des Guten meine Leier es erweckt hat;“ —

schreibt Puschkin sich auf sein Denkmal.

Es ist natürlich unmöglich für den Schriftsteller, eine dieser drei Richtungen auszuwählen, und von ihm zu fordern, daß er durchaus nur so und nicht anders schreibe; — ja, ich will mehr sagen, es wäre unvernünftig. Jeder gibt, was er kann, und der Schriftsteller reflektiert die Eindrücke des Lebens in seinen Erzeugnissen unter demjenigen Gesichtswinkel, unter dem er sie empfängt. Hier muß man mit der Tatsache rechnen, und wenn hier etwas möglich ist, so ist es nicht die Aufstellung von Forderungen, sondern die kritische Abschätzung dieser oder jener —

*) Heldin des berühmten Romans von Leo Tolstoi. (Anm. des Übers.)

wenn wir so sagen können — Methode des Einflusses der Literatur auf das Leben.

Es ist ja unzweifelhaft, daß alle Methoden der Erziehung ein gemeinsames Ziel haben, — den Gegenstand der Erziehung, die Persönlichkeit des Menschen, zu erhöhen, zu veredeln und sittlich zu vervollkommnen, aber der Wert der verschiedenen Methoden ist auch verschieden. Einige Methoden erreichen das bestimmte Ziel erfolgreicher, andere minder erfolgreich, noch andere erlangen vielleicht, wie das ja wirklich mehrfach vorkommt, völlig verkehrte Resultate.

Dasselbe finden wir in der Literatur. Hier wirken die Erzeugnisse der einen Art in erzieherischer Hinsicht unwiderstehlich auf den Leser, sie erheben den Geist, sie flößen ihm neue Kräfte ein und ziehn ihn machtvoll nach sich auf die lichten Gipfel des Lebens. Andere wirken in derselben Richtung bedeutend schwächer; eine dritte Art bringt überhaupt keinen Eindruck hervor; sie gleitet wie spurlos vorüber; noch andere endlich wirken geradezu in unerwünschtem Geiste und rufen gegen sich eine völlig verdiente Entrüstung, einen Protest und sogar Anklagen hervor.

Ich erinnere mich eines bezüglich der vorliegenden Frage interessanten Gesprächs. In einer Versammlung junger Leute hatte sich eine lange Erörterung erhoben über die Wertschätzung verschiedener Ziele in den Aufgaben der Literatur. Man sprach hin und her; jeder urteilte auf *seine* Weise. Der Streit zog sich hin; es war bald Mitternacht, — Zeit, auseinander zu gehn. Etwa zehn

Minuten vor dem Schluß der Versammlung steht ein junger Mann von etwa 25 Jahren auf, dem Äußern nach ein kleiner Kaufmann, und spricht:

Ich habe aufmerksam alles angehört, was hier gesagt worden ist, hab' angestrengt darüber nachgedacht und möchte nun folgendes sagen. Ich werde mich nicht auf Erörterungen einlassen, ich will ein Beispiel anführen oder ein Gleichnis, nennen Sie es, wie Sie wollen. — Ich habe meine Jugend auf dem Lande verbracht. Da war bei uns ein Pilger.*) Von solchem Volk gibt's viele bei uns in Rußland, und darunter finden sich Menschen allerart. Unser Pilger war ein ganz besonderer Mensch. Lesen und schreiben hatte er nicht gelernt, aber er hatte von Natur großen Verstand und — ein noch größeres Herz; an wieviel Örtern war er gewesen, wieviel hatte er gesehn vom Leben, wieviel nachgedacht über dasselbe! Am meisten liebte er, wenn man ihm aus dem Evangelium vorlas. Wo es nur irgend möglich war, bat er, daß man ihm daraus laut vorlese.

„Ja, im Evangelium," sagte er öfters, „ist Licht; das Buch ist ja nur klein, aber es findet sich in ihm Licht

*) Diese Pilger oder Wanderer („Stranniki") sind eine merkwürdige Erscheinung im russischen Volksleben. Sie durchwandern mit ihrem Stab und Bündel das ganze weite Rußland; meist sind es Leute von vorgerückten Jahren mit riesigen Vollbärten und langem Haar, wie die Geistlichen. Teils sammeln sie für Klöster und Kirchenbauten, teils wollen sie nur an allen heiligen Stätten anbeten. Sie leben von den Almosen der „Rechtgläubigen" und sind oft, wie der oben Geschilderte, ganz ohne Bildung. (Anm. des Übers.)

genug für die ganze getaufte Welt, für alles Volk Gottes. Rings um uns ist es dunkel. Manchmal kannst du nicht die Hand vor den Augen sehn. Aber sobald du die Leuchte Christi, das Evangelium zur Hand nimmst, da wird dir alles gleich sichtbar und erkennbar. Damit wirst du, Bruder, nicht irregehn, keinen Fehltritt tun."

Nun, ebendieser Pilger begegnete einmal einem andern Pilger und spricht zu ihm:

„Sag' mir doch, du Gottesmensch, weshalb wanderst du eigentlich durch die Welt?"

„Wieso — weshalb", — verwunderte sich dieser.

„Nun, ich meine so: doch nicht etwa deiner selbst wegen, sondern Gottes oder der Leute wegen?"

Der angeredete Wanderer schwieg, in Verlegenheit, was er sagen sollte. Unser Pilger aber gab ihm die Antwort:

„Siehst du wohl? Wenn du es um Gottes willen tust, so brauchst du gar nicht durch die Welt zu wandern. Gott ist dir überall gleich fern oder nahe. Gott muß man suchen bei sich selbst im Herzen. Wenn du aber um der Menschen willen wanderst, so sag' mir doch: Hast du auch je nachgedacht über das Menschenleben? Kennst du alle Kümmernisse und alle Irrwege der Menschenseelen? Kannst du sie verstehn? Und wenn du selbst sie verstehst, kannst du sie andern erklären? und — was die Hauptsache ist, — kannst du diese Kümmernisse in den Seelen stillen, kannst du die Irrungen des Lebens verringern?

Der so Befragte schwieg. Unser Pilger schaute ihn scharf an und sagte dann langsam, wie in Gedanken:

„Wenn du über das Leben nicht nachgedacht hast, so verstehst du seine Irrwege nicht — — du trauerst nicht um sie in deinem Herzen — — und kannst den Menschen nicht helfen, damit zurechtzukommen, — — — du gehst so vergeblich unter die Leute. Wandre nicht durch die Welt, sondern beschäftige dich mit irgend einer andern nützlicheren Arbeit!"

. . . „Ich nehme also an", — so fuhr der in der Jünglingsversammlung redende junge Mann fort, „daß jeder Schriftsteller gewissermaßen auch solch ein Wanderer ist. In jedem aufrichtig geschriebenen Buche ist ein Teilchen von der Seele des Schriftstellers, und dieses Buch geht von Hand zu Hand, es wandert durch die Menschen hin. Mit ihm zugleich also wandert folglich auch der Schriftsteller. Und da nun frage ich jetzt den wandernden Schriftsteller: „Hast du auch je über das Leben nachgedacht? Hast du die Kümmernisse und alle Irrwege desselben verstanden? und — wenn du sie verstanden hast, kannst du das alles heilend behandeln? kannst du den Menschen Freude und Licht gewähren, kannst du ihnen den Weg zeigen, den richtigen Weg zum Glück und zur Wahrheit? — Wenn nicht, so muß ich dir mit den Worten meines alten Pigers zurufen: „So geh doch dann nicht so vergeblich unter die Menschen; beschäftige dich doch lieber mit irgend einer andern Arbeit!"

Es ist ein prächtiges Gleichnis! Schön in der Form und tief nach dem Gedanken. Es spricht es aus, daß der Schriftsteller nicht bloß ein vervollkommneter photographischer Apparat ist, der meisterhaft die mannigfaltigen, oft sehr verwickelten Erscheinungen des Lebens aufzufassen

vermag, auch nicht ein kalter Spiegel, der gleichgültig alles reflektiert, worauf er gerichtet ist. Der Schriftsteller ist ein Echo, aber nicht ein totes Echo, das zurückgeworfen wird aus der leeren Höhlung einer Grotte oder aus den überhangenden Wölbungen eines Bergpasses, — sondern er ist ein lebendiges Echo, das da trägt den Widerhall eines lebendigen Herzens, einer empfindenden Seele, die empfänglich ist für die Eindrücke der geringsten Veränderungen in den Klängen des Lebens. Von einem solchen Schriftsteller ist es noch zu wenig gesagt, daß

„er allein mit der Natur lebte und atmete,
das Flüstern des Baches wohl verstand
und das leise Gespräch der Blätter im Walde vernahm,
ja, dem Wachsen des Grases lauschte.
Vor ihm lag offen da das Buch der Gestirne,
und zu ihm redeten die Wellen des Meeres."

Der wahre Schriftsteller, der Schriftsteller auf der rechten Wanderung, der Schriftsteller, der nicht „nur so etwas hinschreibt", sondern schreibt und schreiben muß auf dem allerdauerhaftesten Material, auf den Seiten des Herzens der Leser, — solch ein Schriftsteller muß ein noch stärkeres, tieferes und höheres Empfindungsvermögen besitzen. Er muß das Klopfen des Menschenherzens verstehn, er muß mit leiden mit dessen Qualen, Leid tragen für alle im Sehnen nach der höhern Wahrheit des Lebens, nach der Schönheit des Guten, nach der Poesie der Liebe. Ihm muß alles Menschliche verständlich, aber *nach Möglichkeit* auch alles Göttliche bewußt sein, auf

dessen Höhe den Menschen aus den Niederungen des Geistes emporzurufen eben auch seine Aufgabe ist. Ja, seine Bestimmung ist, sowohl das Gewissen des Lesers zu sein, als auch sein Lehrer und sein liebevoller Freund. Es gibt für ihn kein höheres Lob, als wenn man von ihm wird sagen können, daß

. . . „nichts von ihm ohne Bewillkommnung gelassen sei,
was unter der lebendigen Sonne aufblühte,
daß er auf alles mit seinem Herzen Antwort gab,
was beim Herzen Antwort suchte," —

und zwar eine Antwort, durchdrungen vom Verständnis für die höhere Wahrheit des Lebens und erfüllt von der Liebe zum Menschen, welcherart dieser Mensch auch sein möge. Wenn der Schriftsteller hierzu nicht fähig ist, eine solche Antwort auf die Eindrücke des Lebens nicht zu geben vermag, dann hat er in der Literatur überhaupt nichts zu tun; dann mag er eben „lieber sich mit irgend einer andern Arbeit beschäftigen".

Die Literatur ist ja ein Katheder, und auf ein Katheder kann nur der steigen, der etwas zu *sagen* hat. Wenn aber ein Mensch nichts *Eignes* hat, was er sagen könnte, sondern kann nur, sei es auch noch so interessant und talentvoll, *erzählen* von dem, was er gehört und gesehn hat, — dann ist er eben ein Erzähler, aber kein Schriftsteller. Er kann vielleicht auch mit Erfolg die Leere der Zeit bei einem Leser, die Muße desselben, ausfüllen, niemals aber die Leere seiner Seele.

Die großen Städte Europas werden von Jahr zu Jahr immer mehr überschwemmt von Kunstausstellungen. In

Berlin, in Dresden, in München, in Paris, bei uns in Petersburg und in Moskau, werden, wenn man alles zusammenzählt, weit über zehntausend Bilder und Bildsäulen jährlich ausgestellt; und all dies ist in der Mehrzahl der Fälle so blaß, so inhaltsleer, so talentlos. Dutzende von Zimmern und weiten Sälen sind allerwärts überfüllt von den Erzeugnissen des Pinsels und des Meißels, und darunter ist keines voll Kraft, nirgends kann das Auge mit Befriedigung weilen, es gibt da nichts, was zu tieferer Betrachtung und Versenkung aufforderte, nichts, was die Seele erquicken könnte. Man geht und geht stundenlang durch solche Ausstellungen, und als Resultat bleibt nichts als eine Ermüdung der Füße und des Kopfes. Derartige Kunsterzeugnisse rufen mir immer eine Erzählung eines Reisenden im Transwolgagebiet ins Gedächtnis. Er reiste durch die Kirgisensteppe. Sobald der Kutscher, ein Kirgise, sich auf den Bock gesetzt und die Pferde in Bewegung gebracht hatte, fing er auch an zu singen. „Wir fuhren eine Stunde lang, wir fuhren zwei und drei Stunden, wir fuhren einen halben Tag — und immer noch singt der Kirgise. Sein Lied ergoß sich eintönig ununterbrochen eine Stunde nach der andern." Ganz erstaunt über ein so endlos langes Lied, fragte der Reisende endlich den kirgisischen Kutscher:

„Wie heißt das Lied, das du singst?"

„Gar nicht, Herr", — antwortete der Kirgise, — „mich weiß nicht gar kein Lied."

„Aber was singst du denn da?"

„Was ich singen? Was ich sehe, das ich singe. Sehe

ich Baum, sing' ich Baum, seh' ich Roß, sing' ich Roß, seh' ich Weib, sing' ich Weib. Alles, was seh' ich, sing' ich auch."

Die Mehrzahl der Künstler erinnert erstaunlich an diesen kirgisischen Sänger. Sie zeichnen alles, was sie vor sich sehen. Sie sehen einen Bazar in Kairo, eine Herde in der Steppe, Weiber am Brunnen, — sie zeichnen es alles; sie sehen einen Sumpf, Bergeshöhen, eine Überschwemmung, — sie malen es. Und alles dies ohne einen Funken von Gedanken, ohne nur ein Durchblicken eines Gefühls, ohne jede Spur eines künstlerischen Empfindens. Das alles scheint mir kirgisisch — eintönig, trübselig.

Einmal in Berlin, als ich vierzig große Säle auf einer Ausstellung durchwandert und etwa zweitausend Gemälde und Statuen betrachtet hatte, sagte ich mit Verdruß zu meinem Begleiter, einem russischen Künstler:

„Hören Sie 'mal! Wenn die Leute nichts zu sagen haben, warum drängen sie sich zu der Ausstellung? Sie haben im Kopf und im Herzen nichts, — so mögen sie doch auch ruhig zu Hause sitzen; aber so läutet der Mensch die große Glocke, sammelt das Volk um sich und hat ihm doch nichts zu sagen!"

„Was ist dabei zu machen, wenn das Leben keinen Stoff bietet?" — trat der russische Künstler für seine deutschen Kunstbrüder ein. „Die Zeit, die wir durchleben, ist so blaß, so farblos, — und ebendeshalb ist die Kunst so arm und blaß in ihrem Inhalt. Die Kunst reflektiert das Leben."

Ich erwiderte:

„Die Kunst ist dazu berufen, nicht das Leben zu reflektieren, sondern an dem Leben zu arbeiten. Die Kunst ist das Kind des Himmels auf der Erde, sie soll das Leben zum Himmel emporheben. Nicht das Leben soll dem Künstler seinen Inhalt bieten, sondern der Künstler bringt einen neuen Inhalt in das Leben. Das Leben stellt die Fragen, es bezeichnet — sozusagen — die Themata; die Aufgabe des Künstlers aber ist es, — eine möglichst vollkommene Antwort auf diese Anfragen zu geben, möglichst klar und voll und kraftvoll die vom Leben gegebenen Themata durchzuführen. Indem der Sonnenstrahl durch die dunklen Wolken hindurchbricht, verschönt und erhellt er auch den langweiligsten, grauesten Tag. Mag das Leben auch langweilig sein, wie ein grauer Regentag, — die Kunst ist dazu berufen, Licht und Farbenreichtum zu bringen in die graue Langweile des Lebens. Aber was bieten diese zweitausend eingerahmten Stücke Leinwand, wo in keinem der Gesichter ein Funke von wahrem Leben, in keiner Landschaft auch nur ein Tropfen von der Schönheit der Gotteswelt sich spiegelt. Da muß man es unwillkürlich empfinden, daß alle diese Maler — „herzlose Masken" sind."

Der Künstler widersprach:

„Sie sind zu streng. Treten Sie doch in den Saal, wo die Originale der Karikaturen für die Witzblätter ausgestellt sind! Wieviel Leben ist da, wieviel scharfsinnige Beobachtungen, wieviel Kraft und Ausdruck in der Zeichnung!"

„Das ist wahr", stimmte ich zu. „Wenn sie wollen, —

die Abteilung für Karikaturen ist wirklich die stärkste und interessanteste auf der Ausstellung. Ebenso war's auch im vorigen Jahr. Aber das alles bestätigt nur noch nachdrücklicher und voller meinen Gedanken, daß die Künstler Berlins nicht imstande sind, uns etwas Eigenes zu sagen, einen positiven Inhalt in das Leben hineinzubringen. Sie erinnern mich an den Märchenprinzen, dem eine böse Fee einen Zauberspiegel geschenkt hatte. Sobald der Königssohn den Spiegel in die Hand genommen, zerbrach er in Stücke, und einige Splitter davon gerieten ihm in die Augen. Physisch hatte der Prinz dadurch nicht zu leiden, aber er hört auf, das Gute und Schöne im Leben zu sehn. Bei allem, worauf er blickte, stach ihm nur das Mißgestaltete in die Augen; er konnte nur noch die verzerrten und entstellten Erscheinungen des Lebens schauen, und dies war eine schreckliche Qual für ihn. Qualvoll, denke ich mir, muß es für den Karikaturenkünstler sein, beständig in einer Welt voll aller möglichen Mißgestalten zu leben; ja, qualvoll muß schließlich auch dem Zuschauer zumute werden vor diesen Erzeugnissen von Mißgestalten. Durchblättern Sie doch die beiden ersten Bände der neuen Ausgabe von Tschechows Werken. Wie ergötzliche, scharfsinnig gezeichnete Karikaturen finden wir — dem Anschein nach — in jeder kleinen Szene! Aber wenn wir einen ganzen Band durchgelesen haben, wird es uns doch qualvoll schwer ums Herz; in unserer Seele erscheint plötzlich von all dem Ergötzlichen ein bitterer Bodensatz, man möchte so schnell als möglich vergessen all diese grell hervorgehobene närrische Gemeinheit und niedere Stumpfheit des Lebens."

„Was wollen Sie denn eigentlich vom Künstler und Schriftsteller, von der Kunst überhaupt?“ verwunderte sich mein Gefährte.

„Ich will“, antwortete ich, „daß der Künstler mir nicht bloß den Abgrund des Lebens und seine Tiefen schildere, nicht nur ihn verurteile, sondern auch einen hellen Lichtstrahl hineinfallen lasse, sein Dunkel erleuchte. Die Lebenserscheinungen, welcherart sie auch sein mögen, — schlimme oder gute, — sie sind ein Produkt des menschlichen Geistes; sie sind ein schon in eine bestimmte Form gegossenes und darin erkaltetes Material. Die Abschätzung ihres Wertes, ihrer Töne, sind bestimmt, wie auch die Schätzung und der Wert einer Glocke, nach dem Wert des Materials, das in die Gußform geleitet ist. Je mehr edles Metall zum Glockenguß verwandt worden, desto reiner, kraftvoller und musikalischer wird der Ton sein. Und ebenso ist es auch im Leben. Je mehr Edelmetall in seinen Guß hinzugefügt sein wird, — Edelmetall des Guten und Wahren, Grundelemente höherer Schönheit, — desto klarer und melodischer werden die Lebensklänge sein. Und diese Beimischung muß, wie die im Schmelzofen, im Herzen des Künstlers geschmolzen und geläutert sein und danach hineingegossen in die Masse des Lebensgusses.

Im gegebenen Fall sind der Künstler und der Schriftsteller in gleicher Lage: der eine und der andere schildern; jener mit Farben, dieser — mit der Feder. Die Aufgabe beider ist ein und dieselbe: sie sollen darstellen nicht Kopien vom Leben, sondern Muster des Lebens, Vorbilder desselben; sie sollen in klarer künstlerischer Form die Ideale des Lebens bieten.

Der Künstler, — sei es ein Künstler des Pinsels oder der Feder, — ist ein Prometheus. Er soll das Feuer vom Himmel auf die Erde bringen und die Menge erwärmen, die Finsternis des Lebens erhellen."

Ich hatte einst ein bedeutsames Gespräch mit einem mir bekannten Fabrikarbeiter. Dieser Arbeiter war ein verständiger Bauersmann von etwa dreißig Jahren; er pflegte mit andern zu mir zu kommen, um sich Bücher zum Lesen zu holen. Wenn ich die Bücher zurückempfing, fragte ich immer nach dem Eindruck, den sie vom Gelesenen erhalten hatten. Jenesmal brachte mir der Fabrikarbeiter Sienkjewitschs Buch „Ums Brot" zurück.

„Nun, wie ist's?" — frage ich, — „hat dir das Buch gefallen?" Der Arbeiter antwortete nicht sogleich. Seine Miene ward sehr ernst. Er schüttelte den Kopf, als wenn er eine lästige Fliege abschütteln wollte oder einen schweren Gedanken, und sagte dann:

„Wissen Sie was, Väterchen! *) Bitte, geben Sie mir solche Bücher nicht mehr, ja auch andern geben Sie diese auch nicht mehr. Stellen Sie sie lieber weiter weg!"

„Wie denn das!" verwunderte ich mich. „Sienkjewitsch ist ein talentvoller Schriftsteller. Er schreibt immer verständig und schön." . . .

„Daß er verständig schreibt oder auch schön, dagegen streite ich nicht", — unterbrach mich der Fabrikarbeiter, „aber mir wird es durch sein Talent nicht leichter ums Herz. Er erzählt dort in seinem Büchlein, wie eine ganze

*) Väterchen („Batjuschka") die übliche Anrede der Geistlichen. (Anm. des Übers.)

Bauernfamilie bei sich zu Hause im Unglück war, wie sie alle sich aufmachten, wie die Zugvögel, und nach Amerika übersiedelten, und wie dort Kummer und Heimweh ihnen vollends den Rest gaben. Und alles dies ist so handgreiflich wahrhaft erzählt, daß mein ganzes Innere mir schmerzte, solange ich las. Ich habe ja auch reichlich genug meines eignen Kummers, ich habe nicht Tränen genug für meine eigne Not, und nun kommt dazu noch dies fremde Unglück! Ich kam ganz außer mir über diese Geschichte. Früher dachte ich wohl: wenn's uns auch hier schlecht geht, so ist's doch vielleicht anderswo besser, da, jenseits des Meers oder sonst irgendwo. Immer mußte ich denken: wenn nicht bei uns hier, so wird doch bei andern das Glück sich einstellen. Aber hier kommt's darauf heraus, daß weder in deiner Umgebung noch sonstwo es wahres Glück gibt. Ja, auch im voraus, für die Zukunft zeigt uns der Schriftsteller nichts. Ringsum ist kein Lichtblick. Überall nur Kummer. Leg' dich hin und stirb oder wirf dir einen Strick um den Hals! — Nein, Gott helfe ihm und seinem ganzen Talent", so schloß mein Fabrikarbeiter, — „aber solche Bücher möchte ich weiterhin nicht lesen. Geben Sie mir irgendwas, wobei ich mit meinem Herzen ausruhn kann. Sollte es denn wirklich nirgends und nirgends Licht und Freude, Wahrheit und Glück geben!"

Hier, in der einfältigen Rede des Fabrikarbeiters, liegt eine ganze Weltanschauung, eine streng bestimmte Forderung an die Literatur.

„Quäle mich nicht immer nur mit der Schwere des Lebens", — spricht der Leser zum Schriftsteller. „Zeig'

mir, wenn du kannst, einen Ausweg, gib mir mindestens einen kleinen Lichtblick!"

Solch eine Forderung ist nicht bloß Sache des persönlichen Geschmacks eines Fabrikarbeiters. Es ist, wenn Sie so wollen, die Stimme jedes Lesers, mindestens die Stimme des ganzen russischen Volks, des Volks, wie ich es hier verstehe, als der Menge der einfachen Leute. Mir scheint, daß wir ganz ohne Grund, ja mehr noch, äußerst ungerechterweise uns so verächtlich zu der ganzen sogenannten Volksliteratur überhaupt zu stellen pflegen. Ich habe viel drüber nachgedacht, warum das Volk die Geschichten vom Königssohn Bow, von Jerusslan Lasarewitsch, vom englischen Mylord und andere derartige (volkstümliche) Geschichten so sehr gern hat. Meiner Meinung nach liegt darin eine tiefe Bedeutung; der Grund dafür ist derselbe, aus welchem wir alle in unserer Knabenzeit uns nicht satt lesen konnten an den Geschichten Coopers, Maine Reads, Jules Vernes usw., aus welchem wir uns hinreißen ließen durch die Abenteuer des Kapitäns Nemo und die Heldentaten der Rothäute, weshalb wir träumten von dem Jagd- und Kriegsleben in den Prärien, in den Kordilleren, auf den Bergketten des Himalaja. Uns ließ das uns umgebende trübe, graue, langweilige Werktagsleben eben ganz unbefriedigt. Wir sehnten uns nach etwas Lichtem, Farbenreichem, nach kühnen Taten, nach einem Heldentum. Diese Träume, wie töricht und lächerlich sie auch waren, hatten dennoch einen hohen Wert. Sie waren eine Stimme leuchtender Poesie unserer Jugendtage, eine eigenartige Form des feurigen Emporstrebens in uns.

In der Folgezeit reißt das Leben eine Feder nach der andern von unserer glänzenden Rüstung, von dem Schmuck unserer Jugendträume ab, es wäscht ab die Farben unserer glänzenden Vorstellungen vom Heldentum der Schlachten. Wir werden vernünftig, — aber damit zugleich auch — — schrecklich prosaisch. Wir lachen über die kindischen Phantasien, über Heldentaten auf der Jagd, aber wir lachen vielleicht auch bald über die Phantasien von Heldentaten überhaupt.

Der Leser aus dem Volk, der sich hinreißen läßt durch die Bows, die Jerusslans und Mylords ist derselbe, wie der kindliche Leser mit seinem Maine Read und Jules Verne, nur daß dieser letztere noch reiner in seinem Idealismus, höher in seinen Träumen vom Heldentum dasteht. Die volkstümlichen Lieblingshelden, die Bows und Jerusslans, — sie sind alle — edle Ritter. Sie führen beständig Krieg mit der Macht der Finsternis, sie opfern sich selbst auf und besiegen das Unrecht. Bei der Geschichte ihrer Heldentaten ruht die Seele des lesenden Volks aus. Rings um dasselbe herrscht ja der volle Triumph der Macht der Finsternis. Diese Macht drückt es und beugt es nieder und gönnt ihm kein Aufatmen; aber das lesende Volk ist ein überzeugter Idealist. Es verliert nie den Glauben an das Gute, an den Triumph der Wahrheit. Es träumt von den Heldentaten des Kampfes mit den finsteren Mächten des Lebens; es ist überzeugt von dem endgültigen Siege über sie. Es sagt sich mit seinen allbekannten Lieblingshelden:

„Mag alles um mich herum düster, schwer und leidvoll

sein. Das bleibt nicht ewig. Wenn nicht hier, bei mir, so muß doch irgendwo — sei's auch „drei Meilen hinter Weihnachten" das Gute und die Wahrheit herrschen. Von daher wird solch ein Prinz Bowa, ein rechter Held kommen, ein Mann von hellglänzendem Geiste, und er wird all die Macht der Bosheit vertreiben und den Leuten ein neues, lichtes Leben schenken."

Urteilen Sie selbst: das ist nicht so grob und töricht, wie es gewöhnlich scheint. Solche Träume des lesenden Volks und seine Anforderungen an den Schriftsteller sind mehr oder weniger der ganzen Menschheit gemeinsam. Wir möchten doch wohl alle gerne verwirklicht sehn den Traum von dem Helden Bowa, dem Kämpfer für die Wahrheit, für die Wärme und das Licht des Lebens, — und diese Rolle liegt dem Schriftsteller so nahe und steht ihm so wohl an.

Von diesem Standpunkt aus ist es, denke ich, klar, daß ich durchaus nicht sagen möchte, der Schriftsteller müsse heuchlerisch die Augen zudrücken vor all den eiternden Wunden des Lebens, er solle mit unschuldiger Miene vorüberschreiten an den Bildern schmutziger Laster. Nein, die Augiasställe des Lebens müssen notwendig gereinigt werden. Die Gesellschaft soll und muß ihre Sünden bereuen, sie ist verpflichtet, ihre Schwächen, Mängel und Laster einzusehn; und wenn sie selbst sie nicht sieht, nicht fühlbar bis zum Schmerz, bis zu qualvoll brennender Scham empfindet, — dann ist es die heilige Pflicht des Schriftstellers, das schlafende Gewissen zu wecken, die geschlossenen Augenlider zu öffnen, dem Leser einen wahrhaften Spiegel seines

Wesens vor Augen zu bringen und in den Erzeugnissen seiner Kunst ihm, dem Leser, die ganze Widerwärtigkeit seiner geistigen Physiognomie zu zeigen. Daher muß der Schriftsteller, ähnlich wie der Sanitätsarzt sowohl die Fassade als auch das Innere und die Hinterhöfe der Menschheit kennen; aber den Schmutz wegräumen heißt noch nicht sich in ihm baden und darin versinken.

Vor einigen Jahren fand in Petersburg eine Kunstausstellung statt von ausschließlich italienischen Bildern. Die Gemälde entzückten durch ihre meisterhafte Technik, durch den Glanz der Farben, durch ihre Fülle von Luft und Licht, aber nichtsdestoweniger wurde bei weitem nicht von allen ein rein — künstlerischer Eindruck von denselben empfangen. Nur wenigen von den Gemälden entströmte ein Hauch wahrer Poesie, viele erschienen nicht wie Gemälde, sondern gewissermaßen wie in Farben dargestellte Eitergeschwüre. Da war z. B. ein Gemälde. Ein sehr umfangreiches, eine nach Metern zu messende Leinwand. Darauf war in natürlicher Größe dargestellt ein großes zweischläfriges Bett. Im Bette liegt ein bleiches Mädchen von 10—12 Jahren mit krankhaft verzogenem Gesicht. Das neben ihrem Köpfchen liegende Kissen ist zerdrückt. Die seidene Bettdecke, das Pfühl und die Leibwäsche des Mägdleins sind wunderbar gemalt. Man erkennt, daß all dies ein großer Meister der Technik geschaffen hat. Aber — was bedeutete das Bild?

Ich stand davor und sann: „Ist es eine Kranke, eine Genesende oder eine Sterbende? Was bedeutet diese arme, niedergebrochene, zertretene Blüte?“ — — — Während

ich so dachte und hin und her riet, kam in meine Nähe eine mir bekannte junge Dame, eine Schülerin der pädagogischen Auslassungsklasse eines Gymnasiums.

„Wie bin ich froh, Sie getroffen zu haben", sagte sie zu mir. „Erklären Sie mir doch dieses Gemälde. Es ist im Kataloge unter einem italienischen Namen angeführt, als „Vendutta!""

Ich blickte auf die Unterschrift und erstarrte. Das italienische Wort bedeutete ja: „eine Verkaufte". Der Künstler hatte also für seinen meisterhaften Pinsel kein anderes Sujet gefunden, als eine Schändlichkeit, ein abscheuliches Verbrechen.

Und was konnte ich vor diesem Gemälde einem unschuldigen Mädchen sagen? Und was soll man überhaupt sagen, ob dies wirklich ein Gemälde ist oder eine in Farben ausgeführte Schmutzgrube? Drei Jahre später begegnete ich diesem lieblichen „Erzeugnis" wieder auf einer Ausstellung in München. Das Gemälde wandert ganze Jahre lang durch Europa und findet keinen Käufer. Ja, Käufer gibt's nicht, aber Zuschauer, wenn auch zum Teil unfreiwillige, vor demselben gab's in Menge. Welchen Eindruck nahmen diese mit sich? Konnte man diesem Künstler ein „danke!" sagen, und war es überhaupt ein Künstler, der diese Mistgrubenleinwand bemalt hat?

Aber wieviel literarische Erzeugnisse gibt es, die ihrem Geiste nach dem eben geschilderten Gemälde nah verwandt sind? die auch selbst auf ihren Seiten — eins nach dem andern — ähnliche Bilder bieten? Solche Erzeugnisse z. B., wie der Andrjewsche „Abgrund", der in letzter Zeit

so viel Aufsehn erregt hat, und der Roman „Im Nebel"; — wie soll man sie bezeichnen? Sind es Kunsterzeugnisse oder nicht vielmehr — Eiterbeulen?

Man betrachtet doch die Literatur — und betrachtet sie mit Recht — als eine Lehrerin, eine Führerin fürs Leben. Man wendet sich zu ihr wie zu einem reinen Quell lebendigen Wassers. Man darf sie doch nicht verwandeln in eine schmutzige Pfütze, in eine Kotgrube für den menschlichen Auswurf. Die Literatur soll leuchten in dem klaren, reinen Licht höherer Ideale und soll diesen Lichtglanz auf den Leser reflektieren. Kein glänzender Stil, kein interessantes Sujet und Scharfsinn der Beobachtung können die Armseligkeit einer gemeinen, minderwertigen Grundidee übertünchen. Eine Gemeinheit, wenn sie auch mit der Beredsamkeit eines Demosthenes vorgetragen oder mit den machtvollen Versen eines Byron besungen wird, bleibt doch immer eine Gemeinheit; und für Gemeinheiten kann kein Platz sein in der Literatur, da es die fundamentale Aufgabe des Schriftstellers ist, gegen die Gemeinheit und den Schmutz des Lebens in all ihren Gestalten anzukämpfen.

Ich habe einst in Berlin eine sehr interessante psychologische Beobachtung machen können. Ich war ausgegangen, um ein Kunstmuseum zu besichtigen. Es war an einem Sonntage. Das Museum sollte um 12 Uhr mittags geöffnet werden. Auf dem Platz vor dem Eingang wartete eine Menge, vornehmlich „einfaches Volk": festlich gekleidete Arbeiter mit ihren Frauen, Soldaten und vorstädtische Kleinbürger. Mir fielen besonders in die

Augen zwei halbwüchsige Jungen von 15—16 Jahren, die augenscheinlich zum erstenmal nach Berlin gekommen waren. Wenn man so ihre roten Wangen in den klaren Gesichtern und die hellen blauen Augen ansah, so erschienen sie wirklich als die Verkörperung einer frischen, kraftvollen und reinen Jugend. Ich ergötzte mich an ihnen, wie sie so naiv alles bewunderten: sowohl die große Fontäne und den Blumenteppich auf dem Vorplatz, als auch die Säulenhalle des Museums. Es schlug zwölf. Der Haufe geriet in Bewegung. Meine Burschen verschwanden in ihm.

Ich ging durch die Säle und hatte sie ganz vergessen. Ich kam zu dem Gemälde des Correggio (einer Kopie) „Jupiter und Jo". Mir ward es leid um die Kunst, um die reine, hohe, heilige Kunst, es ward mir weh um den Künstler, um seinen wundervollen Pinsel. Vor mir lag völlig nackt, fast wie lebend die Jo. Von ihrem Körper strömte Glut aus. Man brauchte, — so schien es — nur die Leinwand zu berühren, um die Wärme und Schmiegsamkeit des jungfräulichen Körpers zu empfinden. So meisterhaft war das Ganze gemalt. In nächster Nähe der Jo war irgend eine dunkle Gestalt. Sie hatte mit ihren Klauen die Jo ergriffen, und diese war in der Umarmung derselben wie erstarrt, ihr Gesicht brannte in solcher Wollust, daß es schien, als sei die ganze Gestalt von grobem, sinnlichem Feuer entflammt. Ich trat zur Seite und begann das Publikum zu betrachten, — welchen Eindruck dies Gemälde wohl bei andern hervorbrächte. Da traten gerade auch meine beiden jungen Burschen heran. Sie gingen

Arm in Arm und plauderten fröhlich miteinander. Sie waren augenscheinlich sehr befriedigt, das Museum hatte ihnen einen großen Vorrat neuer Eindrücke geliefert. Vor dem Gemälde des Correggio schraken sie zusammen, gleich als ob ein elektrischer Strom sie getroffen hätte. Die Arme sanken ihnen nieder, wie in der Furcht, daß sie durch dieselben einem andern die Erregung mitteilen könnten, deren sie — jeder — sich schämten. Von ihren Gesichtern schwand das heitere Lächeln; ihre Augen zogen sich zusammen, in ihnen entbrannte ein häßliches Flämmchen. Die Lippen verzerrten sich. Es war sehr unangenehm, diese plötzliche Veränderung zu sehn. — In demselben Berliner Museum ist auch ein Gemälde Böcklins: „Die Satyrn und die schlafende Nymphe". Die Satyrn ergötzen sich, halb verborgen hinter dem Gesträuch, mit häßlichem Grinsen an der am Ufer des Baches schlummernden nackten Nymphe. Meine beiden Jungen waren vor dem Bilde der Jo gerade solche lebendige kleine Satyrn.

„Sehn Sie doch auf diese Burschen", machte ich den mich begleitenden Künstler auf die beiden aufmerksam. „Was meinen Sie wohl, wenn ihre Eltern, biedere deutsche Bürger, jetzt eben die Mienen ihrer Kinder erblickt und den Ausdruck derselben verstanden hätten, würden sie wohl dem Künstler für dieses Gemälde Dank wissen, würden sie es wohl ein Erzeugnis der heiligen Kunst nennen? Und würden sie ihre Kinder wohl dazu ins Museum schicken, damit sie hier die Empfindungen der Böcklinschen Satyrn erlebten?"

„Ich begreife nicht, was Sie von der Kunst wollen?"

sagte der Künstler. „Das Gemälde ist ein Meisterwerk, der Pinselstrich wunderbar, die Technik überraschend vollendet."

„Ich will", antwortete ich, „daß die Höhe der Technik der hohen Idee entsprechen möge, daß diese Idee den Zuschauer erhebe, daß er nach dem Anschaun des Bildes reiner, geläuterter, nicht aber befleckter hinwegginge, als er gekommen war. Der Künstler ist nicht ein Handwerker, der sich nur seiner Technik rühmt. Er darf es nicht wagen, mit seinem göttlich begeisterten Stift rohe Gefühle im Zuschauer wachzurufen." —

Die Literatur hat dieselben Aufgaben wie die Malerei, und sie ist ebenso verantwortlich für ihren Inhalt und ihren Einfluß.

In uns allen liegt von Natur viel Rohes, Niederes, Tierisches. Es genügt zuweilen ein Funke, um das bestialische Feuer zu entzünden. Die literarische Ethik fordert von dem Schriftsteller große Vorsicht und Behutsamkeit in der Wahl und Bearbeitung seines Gegenstandes. Den rohen Instinkten der Menge nachzukommen ist leicht, und auf solche Lockspeise kann man stets eine Menge Leser finden; aber solche Entwürfe sind einer Literatur, die sich selbst achtet, unwürdig. Der Schriftsteller ist dazu berufen, den Leser bis zu sich emporzuheben, nicht aber, sich selbst herunterzulassen bis zum niedern Niveau der Menge.

Die Leute aus der dumpfen Stadt ziehen zeitweilig um der frischen Luft willen auf ihre Landgüter, um hier freier aufzuatmen, so kommt auch der Leser aus dem Sumpf des Lebens, von seinem erstickenden Wirrwarr zum Schrift-

steller, um hier bei der Unterhaltung mit einem gescheiten, talentvollen, ideenreichen Menschen doch ein wenig Atem zu schöpfen und sich mit einem Vorrat von Licht und Luft zu versorgen — bis zu einem weitern Wiedersehn.

Dostojewski führt uns in seinen „Memoiren aus dem toten Hause" auf den Friedhof der Menschenseelen; er gibt uns eine Reihe von Gemälden aus dem Leben des Auswurfs, der Hefe der Menschheit; er spricht von den allerentsetzlichsten und eingefleischtesten Bösewichtern allerart und von den lasterhaftesten Leuten, — und dennoch hinterlassen diese „Memoiren" bei uns kein Körnchen Schmutz, im Gegenteil: sie läutern, sie erheben uns. Warum? Weil dieser große Schriftsteller selbst im Auge hat und auch euch nötigt, im Auge zu haben, nur das Eine: den Menschen; den Menschen in Wunden, den erniedrigten und geschändeten Menschen, aber doch den Menschen, der auch in der Tiefe seines Falles den Funken des Menschentums bewahrt hat, der sich nicht vollends zum Tier verwandelt hat. Und dieser Funke entzündet in euch selbst ein neues Licht, er läutert eure grobe animalische Natur.

Der wahre Schriftsteller soll ins Leben hineinbringen einen Vorrat von Sauerstoff, er soll die sittliche Atmosphäre des Lebens erfrischen und reinigen. Aber um das Leben sittlich gesund zu machen, um es zur Höhe göttlicher Wahrheit zu erheben, um ihm geistliche Schönheit zu geben, — dazu gehört mehr als der bloße Ekel vor dem Schmutz des Menschenlebens.

Wer sich nur über das Böse im Leben entrüstet, wer

sich dagegen empört und es geißelt, der kann noch nicht ein erwünschter Lehrer und Erbauer des wahren Lebens sein. Erboßtheit und Zorn sind schlechte Ratgeber und noch mehr erfolglose Pädagogen.

Unlängst entwickelte sich in einem intelligenten Verkehrskreis, wo sich unter andern auch viel junges Volk zusammengefunden hatte, ein interessantes Gespräch über die Mittel zur Einwirkung auf die Gesellschaft, auf die Menschheit überhaupt zum Zweck ihrer sittlichen Veredelung. Ein Student der Rechte sagte, daß die christliche Predigt von den evangelischen Prinzipien des Lebens nach ihrer Höhe und Geistlichkeit nicht imstande wäre, die Menschen praktisch zu bessern.

„Das alttestamentliche Gesetz Mosis mit seinen juridisch streng bestimmten Grenzen des Erlaubten und den entsprechenden Bestrafungen für alle Übertretungen ist viel passender für uns", sprach der Student. „Und noch wirksamer ist unser Kriminal- oder Zivilrecht. Die Verkündigung des Guten, der erhabene Aufruf zum Wahren, — sie können nur in wenigen den rechten Widerhall finden, die Bestrafung aber, — die Entziehung der Freiheit, der Rechte, — oder eine Vermögenseinbuße, — das wird von jedem schmerzlich empfunden."

„Wenn Sie nur wüßten, wie all dies roh und wild antiquiert erscheint vom Standpunkt der Pädagogik", erwiderte dem Juristen eine junge Besucherin der pädagogischen Kurse. „Ich wollte nur, daß Sie mein Schüler wären, und da würde ich denn anfangen, Sie an den Ohren zu reißen oder am Schläfenhaar, Sie auf die Backen

zu klopfen, auf Erbsen knien zu lassen, in den Karzer zu setzen, — das wäre dann wohl so Ihr Kriminalrecht. Wenn ich Sie aber ohne Mittagessen ließe oder Ihnen das Frühstück entzöge, — das wäre dann wohl das Zivilrecht! Es wäre doch interessant, zu erfahren, was Sie von solch einer Erziehung sagen würden? — Wahrscheinlich würden Sie doch losschreien, daß dies eine abscheuliche Pädagogik sei, daß man auf den Zögling mit guten, verständigen Worten einwirken müsse, mit Überredung (Suggestion), aber nicht mit dem Stock, nicht mit der Peitsche oder dem Strick, nicht mit Spott oder Verhöhnung. Warum sollte denn für die Erziehung der Erwachsenen die alte, abscheuliche Pädagogik bestehn bleiben können, die Pädagogik der Von-Wisinschen*) Zifirkins und Kuteikins mit Schlägen, Drohungen und Höhnen?" schloß die junge Pädagogin.

Alle stimmten ihr zu, wie — meiner Ansicht nach — auch alle mir zustimmen werden in der Meinung, daß die literarische Einwirkung auf die Gesellschaft vermittels der Überführung, des Sarkasmus und des Spottes auch eine Art — ganz veralteter Pädagogik ist, — einer Pädagogik von geringem Wert. Der Schriftsteller, der auf die Gesellschaft einwirken will nur durch Satire, durch bos-

*) Von-Wisin (1745—1795) stammte aus einem alten baltischen Adelsgeschlecht, war aber in Moskau geboren und ganz russisch erzogen. Er gilt als der erste, der ein russisches Lustspiel geschaffen hat. Seine reifste und bekannteste Komödie: „Der Minderjährige" (d. h. der minderjährige Adlige) geißelt mit schärfstem Spott die Mängel der Erziehung des jungen Adels und die entsetzliche Unfähigkeit und Schwäche der sogenannten „Gouverneure" oder Erzieher. (Anm. des Übers.)

haftes Belächeln, durch die Geißel des Sarkasmus, ähnelt einem Tierbändiger, der in den Käfig eintritt mit der Geißel in der Hand. Unter seinem starren Blick verkriechen sich die Bestien aus Furcht vor den Schlägen in die Winkel; aber kaum hat sich der Bändiger abgewendet, so sind sie bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu zerreißen. Das Tier ist eben Tier geblieben. Aber das ist nicht genug. Die Literatur ist zu Größerem berufen: sie soll nicht nur das Tierische unterdrücken, sie soll auch das Menschliche erwecken, sie soll in den Menschen ein höheres, göttliches Element hineinbringen.

Wenn man dies alles bedenkt, wenn man sich die von den großen russischen Schriftstellern gewiesenen Aufgaben der Literatur vorstellt, dann wird es einem unheimlich am Arbeitstisch, bei jeder literarischen Arbeit. Wie ein dräuender Richter erwacht in unserer Erinnerung die biblische Erzählung: Moses sah am Fuße des Berges Horeb einen Busch, der flammend brannte und doch nicht verbrannte. Er wollte näher hinzutreten und hörte eine Stimme: „Mose, ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Ort, da du auf steheſt, ist ein heiliges Land.“ Zum heiligen Ort, zum heiligen Werk nahe dich nicht mit unreinen Füßen. Die literarische Arbeit, das Schriftstellertum, ist eben ein solches Werk, das ein reines Herz und reine Hände erfordert, —und auch ein reines Wort, das Wort der Liebe zum Menschen und zur höheren Wahrheit des Lebens.

VIII.

Der lichte Gast.

(„Im Abgrund" von M. Gorjki.*)

Das neue Drama Gorjkis „Im Abgrund" erscheint als eins der hervorragendsten literarischen Erzeugnisse der letzten Jahre. Viel wird über dasselbe gesprochen und geschrieben. Viel wird es gelesen und geschaut. Wer es auf der Bühne gesehn hat, bestätigt, daß es einen starken, an manchen Stellen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht habe, daß es wie bittere Wahrheit klingt und zu ernstestem Nachdenken über vieles nötigt, zum Nachdenken besonders aber über sich selbst und über die eigne Stellung zum Leben.

„Wenn du dies Gorjkische Stück „Im Abgrund" aufführen siehst", sagte mir ein mir bekannter Moskowiter, „so wird dir zuweilen geradezu unheimlich, bange; — bang nicht für die, die man auf der Bühne sieht, sondern für die, welche dies sehen. Vor dir scheint da nicht eine

*) Dieses bekannteste Drama Gorjkis führt in der mir vorliegenden Übertragung im Deutschen den Titel: „Im Nachtasyl". (Anm. des Übers.)

Bühnenvorstellung sich abzuspielen, sondern ein gerichtlicher Prozeß; dir scheint, daß du nicht im Parterre, in deinem Lehnstuhl sitzest, sondern im Gericht, auf der Bank der Angeklagten, und daß dort in der Tiefe des Theaters auf der Bühne nicht Künstler spielen, sondern der Staatsanwalt eine leidenschaftliche, unwiderlegliche, tödlich gewaltige Anklagerede hält. Ihr hört diese Rede an und fühlt, daß in euch selbst ein dräuender Belastungszeuge sich erhebt, das Gewissen, — welches spricht:

„Dieses Entsetzliche, was hier „im Abgrund" vor sich geht, das existiert nicht etwa irgendwo „drei Meilen hinter Weihnachten", sondern hier, neben dir, vielleicht in den Nachtlagerstätten im Kellergeschoß unter deinem eignen Quartier, im äußersten Fall in der benachbarten Straße oder, wenn du besonders weit suchen müßtest, im nächsten Stadtteil. Die Helden aber dieses „Abgrunds", die „gewesenen" Leute, waren noch vor gar nicht langer Zeit wirklich vorhandene Leute. Ihr habt sie mehr als einmal gesehn, ihr habt mit ihnen gesprochen, ihr wart vielleicht lange miteinander bekannt. Sie hatten sowohl Talent als auch eine Stellung im Leben und befriedigende Arbeit. Wo ist das alles geblieben?"

Indem die höhere Lebenswahrheit von der Bühne her auf euch blickt, stellt sie wortlos die Frage: „Wie konnte es zugehn, daß diese elenden Barfüßler, Trunkenbolde und Diebe mitten unter Tausenden von Menschenbrüdern so tief versinken konnten bis in den Abgrund des Lebens, daß sie zu so erbärmlichen Schatten von Menschen geworden sind? Wo waren denn die wirklich vorhandenen

Leute, die Menschen von starkem Geist und kraftvollem Willen? War denn wirklich niemand da, um diese Schwachen zu stützen und zu halten?"

Ich habe selbst das Drama „Im Abgrund" nicht auf der Bühne gesehn; ich habe aber das Stück in einem Privathause vor seinem Erscheinen im Druck vorlesen gehört, und zwar meisterhaft, künstlerisch vorlesen, — und da hatte es auf mich eine ganz ähnliche Wirkung, wie auf den mir bekannten Moskowiter. Ein großer Künstler trug damals das Stück vor. Er war selbst augenscheinlich ganz durchdrungen vom Geiste des Dramas, er hatte sich eingelebt mit jedem Helden desselben, und er las wundervoll. Ich lauschte mit angestrengter Aufmerksamkeit. Mich fesselte nicht so sehr die Klarheit und Mustergültigkeit der Sprache, der Scharfsinn und die Kraft der einzelnen Aussprüche, als vielmehr der Grundgedanke des Stücks, der allgemeine Eindruck von demselben.

Mich überkam in dem Privathause, ganz ebenso, wie meinen Bekannten im Theatersaal, ein Schamgefühl: ich schämte mich meiner selbst. Ich dachte:

„Da sitzen wir nun in weichen und bequemen Lehnsesseln, hören eine künstlerische Vorlesung und werden danach, wie es sich für gebildete und geistig entwickelte Leute ziemt, sehr vernünftig und klug über das neue Stück reden. Um uns herum stehen große und lange Wandschränke, voll von Büchern in verschiedenen Sprachen; an den Wänden hängen schöne Gemälde und Stiche. Und bei alledem wimmeln auch bei uns „im Abgrund" des Lebens, wie zu einem übelriechenden Knäuel zusammen-

geballt, lebende Seelen, unsere Brüder, — „gewesene" Menschen. Weder unsere Wissenschaft, noch unsere Kunst, noch unser Verstand haben diese „gewesenen" Leute vom Untergang retten können; sie waren auch nicht imstande, nach diesem Untergang, nach dem tiefen Fall, ihnen zu helfen, sich aus dem „Abgrund" wiederzuerheben."

Alles dies ging mir durch den Kopf, während ich Szene auf Szene des vorgetragenen Stücks anhörte; und plötzlich wurde ich an Tolstois Drama „Die Macht der Finsternis" erinnert, an das Gespräch des Mitritsch mit der Anjutka im vierten Akt. Nikita ist mit der Matrjona ins Kellergeschoß gegangen, um das Kindchen zu erwürgen. Die zehnjährige Anjutka ahnt gleichsam das Verbrechen. Ihr wird unheimlich zumute, so allein in der Hütte mit dem Arbeiter Mitritsch. Mitritsch, ein alter Soldat, der alles mögliche erlebt hat und zu allem zynisch gleichgültig steht, legt sich auf die Ofenbank und will das Feuer auslöschen. Dem kleinen Mädchen ist schrecklich bang. Es hört von unten her Lärm und Unruhe und fleht den Greis an:

„Täubchen, Großväterchen! lösch' nicht aus! Ich habe Angst! Man gräbt da! Bei Gott, man gräbt, — hör' doch — man begräbt und erstickt da jemand!"

Mitritsch beruhigt es ganz gleichmütig: „Schlaf du nur, zieh dir die Decke über den Kopf und schlaf!

Da springt Anjutka erschrocken auf:

„Großväterchen, da schreit jemand, man tut einem was zu leid. Bei Gott, einer schreit wahrhaftig. Großväterchen, liebes, es kommt immer näher.

Mitritsch bleibt bei seinem: „Schlaf, sage ich, steck' den Kopf unter!" —

Mich überraschte die plötzliche Erinnerung an dies Bruchstück. Ich lauschte der Vorlesung des Künstlers von Gorjkis Drama „Im Abgrund" und von den Seiten dieses Stücks erschallte mir der Jammerruf der kleinen Anjutka:

„Großvater, lieber, mir ist so angst. Großvater, jemand schreit, er schreit vor Schmerz. Bei Gott, jemand schreit wahrhaftig!"

Mir selbst wurde angst und bange. Ich fühlte, daß dort „Im Abgrund" sich ein entsetzliches Verbrechen vollzieht, daß die finstere Kraft des Lebens eine lebende Menschenseele erwürgt. Und das ist ja nicht ausgedacht. Das ist Wirklichkeit! Und wir sitzen da und hören zu. Danach werden wir darüber reden und nach Hause gehen, das Leben ruhig seinem alten Gang überlassend und folgsam dem Rat des Mitritsch:

„Schlaf! wickle dir die Decke um den Kopf und schlaf! Ich sage, steck' den Kopf unter!"

Wodurch soll man diese Ruhe des Mitritsch erklären? Warum springen wir nicht selber auf von der Ofenbank des Mitritsch, um ins Kellergeschoß zu eilen, „in den Abgrund", und nachzusehn, was da geschieht. Warum hat auch Lukas schließlich, als er „im Abgrund" war, die „gewesenen" Leute dort nur flüchtig beschämt, sie nicht zu wirklich vorhandenen Leuten umgewandelt? Warum hat er in dies Nachtasyl nur mit einem flüchtig vorübergehenden Lichtstrahl hineingeleuchtet und sich kraftlos erwiesen, die Bewohner desselben wieder ans Licht zu

fördern? — Dies ist die Hauptfrage, die in uns nach der Lektüre oder dem Anhören dieses Dramas entsteht. Dies ist, wenn Sie wollen, auch die Hauptfrage des Weltdramas, welches „Leben" genannt wird. —

Nach dem äußern Aufbau erinnert das Stück „Im Nachtasyl" an die „Kleinbürger". Auch hier gibt's fast gar keine Handlung. Der Autor selbst erkennt dies und darum nennt er seine Piece weder Drama noch Komödie. Er nennt sie „Bilder", d. h. gewissermaßen eine Momentaufnahme von einem interessanten Winkel des Lebens, oder — besser gesagt, — eine Reihe solcher Momentaufnahmen. Ich wäre geneigt, dies „Im Nachtasyl" nicht einmal als „Bilder des Lebens" zu bezeichnen, sondern als eine Erörterung über das Leben in dialogischer Form, ähnlich, wie z. B. Platos Dialoge einen Gegenstand behandeln, obgleich natürlich die aus seiner jugendlichen Periode, nämlich die allerschwächsten.

Den Inhalt von „Im Abgrund" kann man mit wenig Worten wiedergeben. Im Kellerraum eines Nachtasyls, recht „im Abgrund", in der Tiefe des Lebens, herbergt die gewöhnliche Kompanie der „ganz Heruntergekommenen". Da ist sowohl der professionelle Dieb, Wasjka Pepel, ein noch junger, gesunder Bursche, da ist der von der Not zerbrochene Schlosser Kleschtsch (= „Zange") mit seiner sterbenden Frau und das unselige, zugrunde gerichtete Wesen — das Mädchen Nastja (Abkürzung von Anastasia); da sind auch die gewesenen „intelligenten Leute", die ganz im Trunk verkommenen: ein Baron und zwei Künstler, von denen der eine Ssatin heißt, der andere einfach „der

Akteur", sein wirklicher Name ist vergessen, verwischt, verschwunden. Da sind auch wandernde Kleinkrämer und Lastfuhrleute. Die Hauswirte passen ganz zu ihren Einwohnern: der Mann, ein halbverwesender Greis, ein gemeiner und schändlicher Mensch, und die Frau, ein junges, gesundes Weib, das nur darauf denkt, wie sie sich am ehesten von ihrem erbärmlichen Manne losmachen und selbständige Wirtin des Nachtasyls werden könne, wo sie schon mit dem Waska Pepel ein zartes Verhältnis angeknüpft hat.

Im Nachtasyl ist es dunkel, schmutzig und dumpfig. Drückend dumpfig, sowohl physisch als auch moralisch. Die Asylbesucher sind alle erbittert. Erbittert gegen das Leben, gegeneinander, gegen sich selbst. Alle träumen, wenn auch hoffnungslos, von einem andern Leben, einem Leben, das nicht „im Abgrund" verläuft.

„Man lebt wohl auch noch schlechter, aber man wünscht es doch immer besser", sagt eine der im „Nachtasyl" auftretenden Personen, — „ach, diese Hartnäckigen!" —

In das Nachtasyl kommt noch ein neuer Gast, der Pilger Lukas, — und er bringt mit sich gleichsam einen hellen Lichtstrahl. Mit seinem Eintritt ist es im Nachtasyl wie heller geworden, es ist nicht so dumpf und drückend schwer mehr; es regen sich gewisse unklare Hoffnungen auf etwas Erfreuliches, Erwünschtes, Köstliches. Lukas, der von den bisherigen Bewohnern anfangs sehr unfreundlich begrüßt worden, versteht es, einem jeden sich von einer freundlichen Seite zu nähern, jedem ein herzliches Wort zu sagen, ihn zu beruhigen, ja — mehr noch — ihn auf-

zumuntern, die engen und düstern Mauern des Nachtasyls auseinander zu schieben und neue, weite und lichte Ausblicke zu eröffnen.

Dem elenden Alkoholiker, dem „Akteur", bei dem auch auf dem Boden des Abgrunds, unter der dichten Schmutzschicht noch die Spur einer Art göttlichen Funkens geblieben ist, und den es zuzeiten qualvoll aus dem „Abgrund" „empor"zieht, — ihm flößt er neue Hoffnung ein, er spricht ihm von der Möglichkeit, wieder ein Mensch zu werden.

„Ich habe meine Seele vertrunken, alter Herr", spricht der Akteur, — „ich bin untergegangen, Bruder, — — mit mir ist es aus!"

Lukas beruhigt und ermutigt ihn:

„Nun, was ist denn verloren? Du — laß dich heilen! Jetzt kann man ja von der Trunksucht geheilt werden. . . . Solche Heilanstalten sind jetzt gerade für die Trinker gebaut, d. h. um sie zu heilen. . . . Nun, also, frisch vorwärts! Geh nur dahin!

Der Akteur ist glücklich. Er strahlt förmlich. Vor ihm erhebt sich plötzlich das Morgenrot eines neuen Lebens. Er glaubt an seine Wiedergeburt und lebt auf in diesem Glauben.

Dem Wasjka Pepel zeigt Lukas auch einen Lichtblick. Wasjka ist der Sohn eines Diebes. Er ist im Gefängnis geboren. Dort hat er einen bedeutenden Teil seines Lebens verbracht, und er ahnt wohl, daß er im Zuchthaus auch sterben wird. Und doch hat er noch Kraft und jugendlichen Mut. Er möchte etwas Besseres erreichen als dies

Nachtasyl und das Zuchthaus. Er schämt sich nur, seine Gedanken zu bekennen. Lukas hat ihn verstanden und hat auch gleich damit begonnen, ihn aus dem „Abgrund" — „empor"zurufen. Er lockt den Wasjka nach Sibirien, nach Sibirien nicht zur Zwangsarbeit oder zur Ansiedlung nach richterlichem Urteil, sondern zu einem freiwilligen Aufenthalt, zu einem neuen Leben nach seinem besten Willen.

„Sibirien ist ein gutes Land! eine goldene Gegend!" versichert Lukas dem Wasjka. „Wer Kraft und Verstand hat, der fühlt sich dort so wohl, wie die Gurke im Mistbeet. . . . . Da kannst du deinen Weg machen, — — — da braucht man Leute, wie dich. — Hör' auf mich und geh hin!"

Der Dieb Wasjka erglüht bei der Hoffnung und beginnt ernstlich nachzudenken über sein Auferstehn aus dem „Abgrund". Er zerreißt seine Verbindung mit Wassilissa, der Wirtin des Nachtasyls und fordert deren Schwester Natascha, ein gutes, braves und reines Mädchen, dringend auf, als seine Frau mit ihm zu gehn.

Auch für alle andern findet Lukas ein freundlich liebevolles Wort, einen Trost. Er hört vertrauensvoll an, die halb geträumten, halb ausgedachten Phantasien der von allen verachteten Nastja. Und auch diese ist glücklich, daß es wenigstens einen gibt, der ihr glaubt, daß auch sie einst ein Mensch gewesen, daß auch sie heilige, menschenwürdige Gefühle gehabt habe.

Und endlich beruhigt er auch die bis aufs äußerste zerquälte Dulderin Anna, die sterbende Frau des Schlossers Kleschtsch. Diese fürchtet, daß ihre Leiden mit dem Tode nicht enden werden, daß ihrer vielleicht auch noch jenseits

des Grabes neue Qualen warten. Lukas spricht mit voller Überzeugung:

„Fürchte dich doch nicht, Liebste! Nichts derart wird sein! Gar nichts! Glaub' es mir! Ruhe und weiter nichts! Man wird dich zum Heiland rufen und sagen: „Herr, siehe, da ist Deine Magd Anna gekommen!" Und der Herr wird milde und freundlich auf dich blicken und sagen: „Ich kenne diese Anna wohl! Nun", wird Er weiter sagen, „führt sie doch, die Anna, ins Paradies! Mag sie dort Ruhe finden. — — — Ich weiß, sie hat es sehr schwer im Leben gehabt — — sie ist sehr müde geworden, — — — Gebt der Anna ihre Ruhe." — — —

Und Anna beruhigte sich. Ihr ward leicht und freudenvoll ums Herz. Sie vergaß all ihren Kummer. War's ihr auch schwer geworden im Leben, so starb sie dafür doch leicht. —

Und so weiß der Pilger Lukas j e d e m ein gutes Wort zur guten Stunde und am rechten Ort zu sagen. Wie ein Sonnenstrahl, der vom klaren Himmel in einen dunklen Kellerraum hineinschaut, hat er für sie alle das mühseligschwere Leben und Dasein vergoldet, hat er bei allen auf ihrem rauhen und düstern Antlitz ein lichtes und freundliches Lächeln hervorgerufen.

„Über den Menschen muß man sich erbarmen", sprach er. „Dem Menschen liebevoll zu begegnen, bringt nie Schaden. Christus hat sich ja über alle erbarmt und es uns auch so befohlen."

Diese weichen, liebeerfüllten Reden des Lukas, seine warmherzige Teilnahme an jeglichem „Seelenkummer" der

Menschen, sein besonderes Vermögen, den Schlüssel zu jedem Herzen zu finden, lassen diesen Lukas auf dem dunklen Hintergrund des „Abgrunds“ wie einen lichten und „warmen“ Fleck glänzend hervortreten.

Selbst hat er im Leben augenscheinlich viel Schweres ertragen müssen, und das Leben hat ihn hart mitgenommen. Die Anna sagt ihm einmal:

„Wenn ich dich so ansehe, Großväterchen, dann erinnerst du mich an meinen Vater — — den Geistlichen — — du bist ebenso liebevoll — — — so weich.“ — —

Darauf antwortet Lukas mit gutmütigem Lachen:

„Man hat mich viel gedrückt, daher bin ich auch weich geworden.“ —

Aber all die Helden Gorjkis sind genugsam „gedrückt“ worden, — und doch war bisher in ihnen keine Spur von Weichheit zu finden. Je mehr das Leben sie gedrückt hatte, desto mehr hatte sich ihr Herz verhärtet und erbittert. Man hatte in jedem Worte bei ihnen die Erbitterung, die Erbostheit, den Wunsch, Ärgernis zu erregen, erkennen können.

Bei Lukas ist es etwas völlig anderes. Gegen niemand hat er Haß oder Bosheit. Er schreitet in das Leben nicht mit Erbitterung und Rachsucht, sondern mit Liebe und Friedfertigkeit. Das ist für Gorjki ein neuer Typus und ein hochinteressanter. Mit ihm tut Gorjki einen neuen Schritt und zwar einen sehr erwünschten; — es ist in seiner verhältnismäßig noch nicht langdauernden literarischen Tätigkeit, wie man rechnen kann, — der dritte.

Zuerst debütierte der Autor von „Im Abgrund" bekanntlich mit einer langen Reihe „gewesener" Leute (d. h. verlorener, zugrunde gegangener Existenzen). Mit saft- und kraftvollem Pinsel, mit grellen, echt Repinschen Farben malte er auf dem Hintergrund der freien Steppe oder der Weite des Meeres, eine nach der andern, eine ganze Reihe von talentvollen Skizzen von solchen Barfüßlern. Alle diese wurden vom Autor dargestellt als machtvolle Naturen mit starkem Charakter, mit weiten Forderungen des Geistes. Sie konnten sich nicht einleben in dem engen Rahmen des Alltagslebens mit der ermüdenden Sorge um den Bauch und der noch langweiligeren Arbeit für die Sättigung dieses Bauchs. Sie bedrückte die stumpfe Genügsamkeit an einem sattmachenden Leben. Es ward ihnen zuwider. Sie fühlten sich angelockt, hingerissen von der unermeßlichen Weite, von der Freiheit.

In der Novelle „Konowalow" lockt gegen das Ende der Erzählung der verbummelte Bäckergeselle Konowalow seinen Handlanger, mit ihm zum Vagabundieren auszuziehn:

„Ganz unnützerweise treibst du, Maxim, dich in den Städten umher. Und was zieht dich denn zu ihnen hin? Es ist ein faulendes, enges Leben drin. Keine Luft, kein freier Raum; nichts, was dem Menschen nötig ist. Die Leute? Wie zum Teufel sind die dir nötig? Du bist ein Mensch von Verstand, kannst lesen und schreiben, wozu brauchst du die Leute? Was forderst du von ihnen? Und dann, — es gibt ja allerorten Leute. . . Willst du, so komm mit mir nach Taschkent. . . . Und dann ziehn

wir zum Amur. Ja, geht's los? — Ich, Bruder, ich hab' mich entschlossen, durch die Welt zu wandern in verschiedene Richtungen. . . . Das ist am allerbesten. Man geht und sieht immer etwas Neues — — Und man braucht dabei an gar nichts zu denken — — Ein frischer Windhauch bläst dir entgegen, und es ist, als ob er aus der Seele allen möglichen Staub fortbliese. Da wird einem leicht und frei zumut. Keine Bedrängung — von keiner Seite — aah — ist das nicht schön?"

Diese barfüßlerische „Leichtigkeit" der Seele hatte den Autor der „Gewesenen Leute" bestochen, ihn berauscht. Mitten unter dem faden und satten Leben der sogenannten ansässigen Leutchen war Gorjki bereit, in seinen Barfüßlern die Übermenschen, die wahren Helden zu sehen. Mit ihren Worten urteilte er über das Leben, führte den Menschen direkt vor die Augen die bittre Wahrheit gegen all die Unwahrheiten des Lebens und erklärte seinen Protest gegen die allgemeine Stumpfheit und Armseligkeit, die ihn umgaben.

Aber siehe da, die Zeit verging, und Gorjki schrieb eine Erzählung nach der andern, die Galerie seiner barfüßigen Helden wuchs an, und mit ihr zugleich wuchs der Autor selbst, sein Talent reifte, seine Auffassung des Lebens vertiefte sich. Gorjki begann zu begreifen, daß die bloße Erbitterung über die Unwahrheit und Gemeinheit des Lebens für den Schriftsteller nicht genug ist, daß man mit dem bloßen Protest gegen das Vorhandene ebensowenig weiterkommen kann, wie, um die eignen Worte Gorjkis zu gebrauchen, „in der Kutsche der Vergangenheit", — und daß

zum Aufbau eines Lebens es ebenso notwendig ist, die Zukunft recht zu begreifen mitsamt ihren Aufgaben und Idealen, — als auch, mit voller Ruhe, und wenn man will, auch mit liebevollem Versenken das Gegenwärtige zu studieren.

Also herangereift, hat Gorjki der reifen Lebenswahrheit tiefer in die Augen geschaut, und sie hat zu ihm geredet:

„Urteile nicht so grausam über das Leben und strafe die Menschen nicht mit solcher Bosheit. Das ist nicht deine, eines Schriftstellers, Aufgabe. Du bist berufen, ein Führer, ein Lehrer des Lebens zu sein, aber nicht — sein Richter.

Ja, und du darfst das Leben gar nicht so sehr streng verurteilen. Wie schlimm das Leben auch gewesen ist, wie schmerzhaft es uns auch niedergedrückt hat, so steht es doch noch nicht unbeweglich da, es wird nicht schlimmer: langsam, vielleicht kaum merklich — geht es doch immer vorwärts, es naht sich einer bessern Zukunft. Wenn dir aber das zu wenig scheint, wenn du unzufrieden bist mit dem, was vor dir geleistet worden, und möchtest, daß im Leben die Wahrheit kühner das Wort führe, das Gute überall machtvoll herrsche, so schrei nicht auf, so entrüste dich nicht darüber, daß die andern das Leben verengt, verstümmelt und verkürzt haben, sondern tritt du selbst in das Leben ein mit lebendiger, leuchtender Kraft, mache das Leben weit, dehne es aus, vergolde es, laß es erglänzen in den Farben des Guten und der Wahrheit. Nicht du allein quälst dich über die Unwahrheiten im Leben, nicht dir allein schmerzt das Herz über sie. Es gab Leute, —

und gewiß nicht schlechtere, — auch vor dir schon. Was sie tun konnten, das haben sie getan. Du kannst es besser? So tu es! Tu's, aber erhebe keinen Lärm drüber. Entrüste dich nicht bloß über das Leben, sondern suche es zu heilen! — Protestiere nicht bloß gegen dasselbe, sondern belehre, wie es besser sein könnte. Denk' doch nur nach, begreif es, lerne es selbst und lehr' es die andern. Ruf nicht einen Menschen wie Konowalow von den Leuten weg, sondern führ' ihn zu ihnen hin, hilf ihm ein Mensch zu werden unter ihnen und andre zu Menschen zu machen."

Diese Wahrheit hat Gorjki erfaßt, und in seiner künstlerischen Schilderung des Lebens ging er noch weiter, er tat noch einen neuen Schritt vorwärts. Er trat in neuer Weise an das Leben heran: nicht mit der heftigen Erbitterung eines protestierenden Barfüßlers, sondern mit dem ernsten, sinnenden Blick des reifen Historikers. Das Bild, das er schaute, war wie früher ein tieftrauriges. Alles erschien bettelhaft arm im Gemüt, kleinbürgerlich elend, grau, farblos. So schrieb er „Die Kleinbürger".

In diesen „Kleinbürgern" schaut Gorjki die ganze bittere Wahrheit des Bessemjonow-Wesens, aber er verurteilt sie nicht mehr, er verdammt sie nicht. Ihm sind jetzt die Alten erbarmenswert, bemitleidenswert auch die Kinder. Die einen haben die Wahrheit nicht gefunden, die andern wissen nicht, wo sie dieselbe suchen sollen. Da gibt's keine Schuldigen mehr, da sind Unglückliche. Und beide tun uns gleicherweise von Herzen leid.

„Diese armseligen „„Kleinbürger"" tun uns leid. So kann man sie ja nicht weiter leben lassen. Wie aber

könnte man ihnen helfen?" — das ist wohl der Grundeindruck, den Gorjkis Drama „Die Kleinbürger" hinterläßt. —

In dem Stück „Im Abgrund" tut aber Gorjki noch einen neuen, einen dritten Schritt und gibt uns eine klare Antwort auf die Frage: „Wie soll man sich verhalten? Was kann man tun?"

„Man muß mit den Leuten Mitleid haben, man muß sie liebhaben sogar noch „„im Abgrund"", — spricht Gorjki zu uns durch seinen Lukas. „Man soll sich ihnen behutsam nähern, man soll sie trösten, beruhigen, aufrichten; man soll sie alle aus der Tiefe des Abgrunds „„empor"" rufen."

Köstlich ist dies neue Wort bei Gorjki. Es ist der ersehnte neue Typus! . . . . Er ist neu, nicht nur in der literarischen Entwicklung Gorjkis, sondern, — ich möchte mehr sagen — neu auch in der ganzen russischen Literatur.

Die ganze russische Literatur — von den ersten Tagen ihres Hervortretens an — bietet ein organisches Ganzes, einen lebendigen Organismus, der ununterbrochen sich fortbewegt und sich entwickelt, — sich entwickelt nicht bloß äußerlich von seiten der Sprache und der Form, sondern auch innerlich von seiten der Ideen, des geistigen Inhalts.

Die Geschichte dieser Entwicklung ist in hohem Grade interessant. In der russischen Gesellschaft und überhaupt im Volk vollzieht sich eine ununterbrochene innere Arbeit. Die Volksseele ist unzufrieden mit sich selbst. Indem sie jahrhundertelang kämpft um die äußere Wohleinrichtung des Lebens um sich herum, führt sie einen ewigen Kampf

mit dem Bösen *in* sich selbst, tut beständig Buße für alle ihre Lüge und Ungerechtigkeit im innern Leben.

Mit dem nie irrenden Feingefühl einer Kompaßnadel weist die Literatur auf diese Unzufriedenheit der russischen Volksseele mit sich selbst. Nehmen wir welches bedeutendere Werk der russischen Literatur wir wollen, der Grundton ist überall ein und derselbe, — ein Ton der Buße. Der russische Schriftsteller öffnet mit seiner Feder wie mit einem Skalpell — eine nach der andern — all die Eiterwunden der Volksseele. Und wenn man sie so liest, Seite für Seite, diese aus Leid erzeugten Werke: „Die Intriguen" von Kapnist, Von-Wisins: „Minderjährigen", Gribojedows: „Bildung (Verstand) bringt Kummer", Gogolis „Tote Seelen", Ostrovskis „Dunkles Königreich", Dostojewskis „Karamasows", Gontscharows „Oblomow", Tolstois „Macht der Finsternis" und so vieles andere, da scheint es uns, als ob dies alles nur ein einziger allgemeiner und endloser Kommentar sei zu Davids Bußpsalm (Ps. 51, 3—5):

„Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit.

Wasche mich wohl von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde; denn *ich erkenne* meine Missetat, und meine Sünde ist immer vor mir."

Aber, obgleich der Genius der russischen Literatur all die *Unlauterkeit* und Sünde des Lebens *wahrnahm und anmerkte*, war er doch lange Zeit hindurch nicht imstande auf das „*lautere*", wahrhafte Leben ebenso klar *hinzuweisen*. Lermontow selbst

schreibt in seiner Vorrede zum „Helden unserer Zeit“: „Der Held unsrer Zeit“ ist ein Porträt, das zusammengestellt ist aus den Lastern unserer ganzen Generation, in ihrer vollen Entwicklung. . . . Aber denkt nicht etwa, daß der Autor dieses Buchs jemals den stolzen Gedanken gehabt hätte, sich zum Verbesserer, zum Reformator der menschlichen Fehler und Laster aufzuwerfen. Gott behüte davor! — *Es ist schon genug, daß die Krankheit offen dargelegt ist*, wie sie aber zu heilen wäre, liegt nur in Gottes Willen.“

Lermontow *nennt* nur die Krankheit, er zeichnet die Wunde des Lebens, aber er nimmt es nicht auf sich, sie zu heilen: er vermag's auch nicht, er kennt nicht das heilbringende Wort. „Dies Wort weiß Gott allein!“ so schließt er. Unserm Lermontow selbst ist eben dieses Wort, das *Lebenswort*, nicht bekannt. Er besitzt eine starke und biegsame Sprache, glänzende Bilder, eine für die Stimmen des Lebens fein empfindsame Seele, aber es fehlt seinem Herzen das Gefäß mit dem Wasser des Lebens, welches der Königssohn im Märchen ausprengte und damit das ganze schlafende Königreich aufweckte, die „toten Seelen“ desselben belebte.

Dieses Lebenswort kennen auch die Schriftsteller *nach* Lermontow nicht. Gogoljs „Tote Seelen“ sind auch tot geblieben. Gogolj hat sie nicht lebendig gemacht. Er war voll aufrichtigen und tiefen Glaubens an die Lebenskräfte der russischen Volksseele, er war überzeugt, daß, wenn er nur das rechte „Wort“ spräche, die Toten aufleben würden, in neuer Weise, ja, die „auferstandenen Seelen“

würden in wunderbarer Sprache zu reden anfangen; aber dieses Lebenswort hatte er eben nicht aussprechen können.

Dostojewski ist weiter gegangen als Gogolj. Er hat noch tiefer hineingeschaut in die geheimsten Gemächer der Seele und dort unter einer Last von Asche, von längst erkalteten Aschenhaufen, einen lebendigen Gottesfunken gefunden, den auch das „Tote Haus" *) nicht erstickt hatte; aber dieser Funke glimmt nur in der Seele, er kann sich nicht entzünden zur reinen, hellen Flamme, zu einem lichten Gottesfeuer. Die dunkle Macht des Karamasow-Wesens erstickt ihn. Wie man aber dieses Wesen loswerden, wo man die Kräfte finden könnte, gegen dasselbe siegreich zu kämpfen, — davon spricht Dostojewski nicht. Man fühlt auch hier die Kraftlosigkeit Lermontows: „es wird auch genügen, die Krankheit nachgewiesen zu haben, wie man sie aber heilen könnte, — das weiß nur Gott."

Hier wird erkannt der ganze Schrecken der Lage, das Karamasowsche Wesen martert die Seele, man möchte sich herausreißen aus ihren fest umklammernden Fesseln, — und doch sieht man keinen Ausweg. Alle Lüge des Lebens, alle Falschheit ist wohl begriffen, aber die Wahrheit des Lebens, die volle, lebendige Wahrheit — ist bisher immer noch unbekannt. Die Menschen fühlen, daß ihnen für das wahre, „lebendige" Leben etwas fehlt, aber w a s eigentlich, — das wissen sie nicht.

---

*) Hinweis auf eins der ersten berühmten Werke Dostojewskis, die „Memoiren (oder Aufzeichnungen) aus dem toten Hause", d. h. aus den Zuchthäusern Sibiriens.

Bei Turgenjew bekennt Rudin*) kummervoll: „Mir hat die Natur viel gegeben, aber ich werde sterben, ohne irgend etwas meiner Kräfte Würdiges vollbracht zu haben, ohne irgend eine wohltätige Spur hinter mir zurückzulassen. All mein Reichtum wird nutzlos verloren gehn. Mir fehlt .... ich kann selbst nicht ausdrücken, was eigentlich mir fehlt. .... Mir fehl wahrscheinlich dasjenige, ohne das man die Herzen der Menschen nicht rühren kann; die Herrschaft aber über ihren Verstand allein ist weder dauernd noch nutzbringend."

Dieselbe Unfähigkeit zum Leben erkennt schließlich auch Lawrepki im „Adeligen Nest".**) Überflüssig unter den Menschen fühlt sich auch Wronski bei Tolstoi in der „Anna Kareina". Wronski, wie auch die übrigen „Helden ihrer Zeit" in der russischen Gesellschaft, wie Onégin Petschorin,***) auch Rudin und Lawretzki, und wenn Sie wollen, auch Oblomow, — sie sind tief unglückliche, elende Menschen, unglücklich sogar in den Momenten eines scheinbar unzweifelhaften Glücks. Das Glück all dieser Helden ihrer Zeit ist immer nur ein äußerliches, im Innersten aber sind sie immer tief unglücklich. Wieviel auch immer die Natur ihnen Gaben und Talente jeglicher Art geschenkt hat, so fehlt ihnen doch immer etwas.

---

*) Rudin, der Held einer gleichnamigen Novelle von Turgenjew. (Anm. des Übers.)

**) „Das adlige Nest", einer der ersten berühmten Romane Turgenjews. (Anm. des Übers.)

***) In Lermontows Erzählung „Der Held unserer Zeit". (Anm. des Übers.)

„Was mir eigentlich fehlt, weiß ich selbst nicht", sagt Rudin; — aber es fehlt irgend etwas, und zwar fehlt etwas Großes, Wichtiges, Hauptsächliches. Es fehlt das Verständnis für die ganze, volle Lebenswahrheit, das Erfassen vom eigentlichen Sinne des Lebens und seiner Bestimmung; und, was die Hauptsache ist, es fehlt an Kraft, diese Lebenswahrheit zu realisieren, ihre Bestimmung zu erfüllen.

Die armseligen Helden ihrer Zeit leiden an Armut des Geistes. Sie wissen nicht, wohin sie selbst sollen, womit sie die Öde ihrer Seele ausfüllen sollen.

Rudin z. B. bekennt offen: „Sonderbar, fast komisch (es hieße wohl besser: tragisch) ist mein Schicksal. Ich gebe mich ganz hin und kann mich doch nicht hingeben. Ich werde damit endigen, daß ich mich für irgend einen Unsinn aufopfere, an welchen ich sogar selbst nicht glauben werde."

Wronski sagt dasselbe. Nach dem Tode der Karenin fährt er nach Serbien. Dort war der Aufstand entbrannt, und er eilte dahin. Bei sich zu Hause, in seiner Heimat sieht er für sich keine Tat, findet keinerlei Arbeit. Ihn lockt der zufällige, von außen herantretende Umstand. Als er auf dem Bahnhof sich verabschiedet, spricht er zu seinen Begleitern: „Das Leben hat keinen Wert für mich; als Werkzeug kann ich vielleicht noch nützen, aber als Mensch bin ich — „eine Ruine".

Übrigens beginnt bei dem Autor von „Anna Karenin" nach Maßgabe seines geistigen Wachstums in seinen Werken ein Schimmer des wahren Lichts aufzudämmern. Die Helden Tolstois erkennen, wenn auch spät, die ganze Wahr-

heit des Lebens. Erinnern wir uns an den „Tod des Iwan Iljitsch“ und an den „Wirt und seinen Arbeiter“. Sowohl der Wirt, als auch Iwan Iljitsch haben im Angesicht des Todes die ganze Wahrheit des Lebens begriffen. Der Wirt denkt in seinem Sterben vor sich hin:

„Was ist's denn? — ich hab' ja nicht gewußt, worauf es ankommt. Früher hab' ich's nicht gewußt. Dafür weiß ich's jetzt. Jetzt weiß ich's sicher. Jetzt weiß ich's!“

Die ganze Wahrheit des Lebens hat auch Andreas Bolkonski in Tolstois Roman „Krieg und Frieden“ vor seinem Tode erkannt. Mit der Kenntnis derselben ist auch Anna Karenin gestorben. In der Beschreibung ihres Todes unter den Rädern des Bahnzuges lesen wir: „Und die Kerze, bei welcher sie in dem von Erregungen, von Trug, Kummer und Bosheit überfüllten Lebensbuche las, flammte auf in einem grelleren Licht, als jemals, dies erleuchtete ihr alles, was früher in Dunkel gehüllt gewesen, es knisterte laut, verdunkelte sich und — erlosch für immer.“

Ein bemerkenswerter Zug! Alle Helden Tolstois erfassen erst im Moment des Todes die wahre Bedeutung des Lebens. Sie haben noch nicht die Kräfte, und sie vermögen es nicht, gut zu leben, sie können vorläufig nur gut sterben. Aber das Leben ist doch schön nicht bloß durch sein Ende, sondern durch seinen ganzen Gang. Tolstoi ahnte dies, und im Niedergang seines Lebens schrieb er die „Auferstehung“, in welcher Nechljudow die Wahrheit des Lebens nicht erst angesichts seines Todes, sondern bei

Lebzeiten erkennt, während das Gericht gehalten wird über die von ihm moralisch ermordete Katja.

Indessen, auch diese „Auferstehung" entscheidet die Frage nicht endgültig, sie spricht nicht alles aus, was zum Leben erforderlich ist. In der „Auferstehung" erkennt Nechljudow seine Schuld vor Katja und dadurch auch, fortschreitend, — Schritt vor Schritt, — seine Schuld vor dem Leben, aber er erkennt sie bloß. Nechljudow, wie auch die andern, ihm geistesverwandten Helden Tolstois: Platon Karatajew, Akim, Levin, sie alle nehmen, nachdem sie den Glauben gefunden, die ihnen offenbar gewordene Wahrheit gleichsam, wenn man sich so ausdrücken kann, mit dem Verstande, dem Kopfe in sich auf, nicht aber „von ganzem Herzen und — von allen Kräften", wie's im Evangelium heißt (Mark. 12, 30).

Allen idealern Typen Tolstois scheint gewissermaßen die Wärme zu fehlen. Sie wissen gleichsam die Wahrheit, aber sie fühlen sie nicht. Man vermißt an ihnen die nötige Milde und Weichheit des Herzens. Lukas ergänzt dies, oder er soll es wenigstens ergänzen.

Im „Nachtasyl" beredet Natascha den Kleschtsch, sanfter und liebevoller gegen seine sterbende Frau zu sein.

— „Ich weiß schon", — brummt jener.

— „Du weißt es" . . . . versetzt Natascha. — „Es ist aber nicht genug, es zu wissen, du mußt es verstehen, d. h. fühlen."

Und so strömt aus diesem ganzen Stück, aus allen Reden der Hauptperson desselben, des Lukas, eine solche

Gefühlswärme aus, eine wahrhaft liebevolle Stellung zu den Menschen.

Der Baron hat Nastja beleidigt durch seinen mißtrauischen Zweifel, ob sie auch eine reine, jungfräuliche Liebe fühle. Nastja geht in Tränen ab. Lukas überredet sogleich den Baron, ihr nachzugehn und das unglückliche Mädchen zu trösten:

„Geh doch nur, hab' sie lieb! Es schadet niemals, einem Menschen Liebe zu erweisen."

Die dabei anwesende Natascha ist gerührt durch die liebevolle Art des Greises, ganz ergriffen durch seine herzenswarmen Worte.

„Du bist gut, Großväterchen", sagt sie. . . „Wie kommt's nur, daß du solch ein Guter bist?" — — —

„Ein Guter, sagst du!" antwortet Lukas. „Nun . . . ja . . meinetwegen, mag's denn sein, wenn es so sein soll. Es muß ja doch schließlich auch jemand gut sein, es muß jemand mit den Menschen Erbarmen fühlen! Christus hat sich ja unser aller erbarmt und hat es uns so befohlen. — — Ich will dir sagen — zur rechten Zeit sich über einen Menschen erbarmen, — — das pflegt gut zu werden! Sieh mal, zum Beispiel, da diente ich einmal als Hausknecht in einem Landhause . . . bei einem Ingenieur in der Nähe von Tomsk. . . . Nun, schön! Das Landhaus lag im Walde, eine ganz abgelegene Stelle . . . und es war Winter, und ich war allein, ich eben in dem Landhaus. — — — Gut und schön! — Nur einmal — da hör' ich — man schleicht heran!"

„Diebe?" —

„Jawohl. Ja, sie schleichen heran! Ich nahm meine alte Flinte und trat hinaus. . . Ich sehe — ihrer zwei . . . sie öffnen das Fenster — und haben sich so vertieft in ihre Arbeit, daß sie mich gar nicht sehen. Ich schrei' ihnen zu: Ach, ihr! . . . fort mit euch! . . Aber die, sieh mal, mit dem Beil auf mich los. . . Ich warne sie — tretet zurück — sag' ich euch! sonst — schieß' ich sofort! . . . Und dabei leg' ich meine Flinte an — bald auf den einen, bald auf den andern. Und sie? — sie stürzen auf die Kniee: „Laß uns laufen, ach, erbarme dich! — Großväterchen", sprechen sie, „gib uns einen Bissen Brot um Christi willen! Wir gehn und haben gar nichts zu essen!" Sieh, das waren nun Diebe, meine Gute, ... (er lacht für sich), . . und die gehn noch mit dem Beil los! Ja—a . . . . ganz brave Bauern waren es, alle beide. . . Ich sag' ihnen: Ihr hättet doch einfach um Brot bitten können. Und sie: „Wir waren's überdrüssig", — sprechen sie, . . . „man bittet und bittet, und niemand gibt was", . . . das ist ja kränkend! . . . . So haben sie denn den ganzen Winter bei mir gelebt. Der eine, — er hieß Stepan, — nimmt zuweilen die Flinte und schlendert in den Wald — — Und der andere, — das war der Jakob, — war immer krank, hustete so viel . . — So haben wir denn zu dreien das Landhaus bewacht. Es kam der Frühling — „Lebe wohl, Großväterchen!" sprachen sie — und — weg waren sie — — sind nach Rußland gegangen — — —"

„Sie waren Flüchtlinge? entsprungene Zwangsarbeiter?"

„Ja, sie waren es wirklich, sie flüchteten, — — waren

aus der Ansiedelung weggelaufen — — — Brave Bauern! . . . Hätte ich mich ihrer nicht erbarmt, so hätte ich vielleicht sie — oder sie mich getötet — — oder sie hätten — wer weiß — was noch verübt. Und danach dann — das Gericht und das Gefängnis — — und Sibirien . . . — was wär' dabei herausgekommen? Das Gefängnis wird sie nichts Gutes lehren — — und Sibirien erst recht nicht . . . aber der Mensch, — der wird lehren . . ja! Der Mensch kann Gutes lehren — — sehr einfach!" —

Weiterhin spricht Lukas noch eindringlicher von dem liebevollen und behutsamen Verkehr mit den Menschen. Er will sich nicht bloß über den Menschen erbarmen, er will ihn achten, ihn von unten emporheben und ihn auf gleichen Fuß mit uns, vielleicht höher als uns stellen.

Der Dieb Wassjka spricht unter dem Einfluß von Lukas' Reden und von der in ihm aufflammenden reinen Liebe zu Natascha:

„Eins fühle ich: man muß anders leben, als ich gelebt habe. Besser muß man leben. Man muß so leben, daß man sich selbst achten könne."

Lukas, der bei dem Gespräch Wassjkas mit Natascha zugegen ist, bestärkt ihn darin:

— „Das ist richtig, Lieber! Gott gebe dir . . . Christus möge dir helfen! Es ist richtig: der Mensch soll sich selbst achten." — — —

Dann, sich zu Natascha wendend, fügt er hinzu:

„Ich sag' dir, Mägdlein: Nimm ihn, geh mit ihm! Er ist ein tüchtiger Bursche, ein guter! Du erinnere ihn

nur recht oft daran, daß er — ein ordentlicher Bursche ist, daß er das also nie vergessen möge." —

Von welcher Liebe zu den Leuten, von welcher Achtung gegen den Menschen, von welchem Glauben an die Unauslöschlichkeit des Ebenbildes Gottes in der Seele auch des letzten Diebes und Trunkenboldes atmen all diese Reden des Lukas! Sie zeigen deutlich, daß Gorjki es endlich begriffen hat, worüber hauptsächlich die Menschen sich grämen und womit man dabei wohl helfen könnte.

In seinem Drama „Im Abgrund" fängt Lukas an, sobald er erst sich im Nachtlager einen Platz geschaffen, in kummervollem Tone zu singen:
„Mitten in der Nacht — ist kein We-e-eg zu se-e-hen . . .
Ach, es zeigt sich ja kein Pfa-ad." — — —

Dieses Lied, nur mit anderen Worten — und jeder nach seiner Melodie — singen wir ja alle in den Minuten tiefen Nachdenkens über uns. Sobald man sich auch nur ein wenig in sich selbst versenkt, sobald man nur in dem Leben rings um uns herum auf sich selbst zurückblickt, so muß man mit Lukas einstimmen in das Lied:
„Mitten in der Nacht — ist kein We-e-eg zu se-e-hen — — —
Ach, es zeigt sich ja kein Pfa-ad."

Und je weiter man nachdenkt, desto schwerer wird's einem ums Herz; je mehr man die Augen anstrengt, desto dichter wird die Finsternis rings um uns. Ein Tag nach dem andern geht vorüber, aber wohin wir selbst gehen, wissen wir nicht. Man wandert wie in einem dunklen Walde. Es scheint uns, als ob es — wie aus einem Gefängnis, —

nirgendshin einen Ausweg gebe. Und da ist man bereit, im Verein mit den Helden des Nachtasyls zu singen:

„Ob die Sonne auf- und untergehe,
Bei mir im Gefängnis bleibt's doch dunkel."

Und scharf hört man hin in solchen Momenten, ob nicht irgend jemand uns zu Hilfe kommt, der uns hinausführen könnte auf den rechten Weg; man fängt jeden Ton auf, man erwartet und kann nicht erwarten das Wort, das wie mit Blitzesleuchten hereinbräche, das mit grellem Lichte die ganze undurchdringliche nächtliche Finsternis zerrisse und — sei's auch nur auf einen Augenblick — erleuchtete den wahren Weg zum Leben. —

Ich erinnere mich, daß ich einmal im Spätherbst an einem kalten und trüben Tage bei feinem durchdringenden Herbstregen auf einem der Kanäle in der Umgegend Petersburgs einen Haufen von Bootsknechten erblickte. Sie schleppten eine Reihe leerer Barken gegen den Strom. Alle waren bis auf die Haut durchnäßt. Ihre Kleider klebten am Körper, die Gesichter waren blaugefroren, die Hände erstarrt. Sie setzten langsam in dem zähen Lehm einen Fuß vor den andern und stimmten — schwer atmend — das Lied an:

„Ach, geh du doch auf, geh auf du schöne rote Sonne,
Erwärm' du uns, erwärm' uns a-a-arme Leute."

Und in diesem Lied klang's durch, daß sie die Sonne nicht brauchten bloß für künstlerische Eindrücke, nicht zur Erhöhung der Schönheit des Landschaftsbildes, sondern daß sie ihnen ein physisches Bedürfnis war, weil sie durch-

froren und naß waren und es ihnen unerträglich war ohne die Sonne.

Während ich mich dieser zufälligen „Moment"begegnung erinnere, fällt es mir ein, daß das Bild dieser Bootsknechte sehr wohl zu einem treffenden Symbol der ermüdenden Alltagsprosa unsers gewöhnlichen Lebens dienen könne.

Wie die Bootsknechte an den Ziehriemen die leeren Barken schleppen, so schleppen wir alle von Tag zu Tag unser graues, oft völlig leeres, mit keinerlei Ladung von idealem Inhalt befrachtetes Leben. Und zuzeiten wird es uns unerträglich, qualvoll, man fühlt eine Kälte und Leere der Seele, — und da bricht dann — bald mit lautem Schmerzruf, bald mit schüchternem Flüstern — das Gebet hervor:

„Ach, geh du doch auf, geh auf, du schöne rote Sonne,
Erwärm' du uns, erwärm' uns a-a-arme Leute!"

Diesen allgemeinen Durst nach Wärme und Licht mitten in der dunklen und kalten Nacht auf dem Lebenswege, die Erwartung des Wortes, das als ein Blitz aufleuchten sollte in der Finsternis und mit Sonnenwärme die Seele durchglühen sollte, — dies alles hat Gorjki begriffen, — endlich begriffen. Nach langem — wenn man so sagen kann — Hin- und Hertasten ist er endlich auf den rechten Weg gelangt. Er hat es versucht, einen Strahl der hellen Sonne hinabzusenden in den düstern Abgrund des Lebens; er hat den Lukas geschaffen, der den durch das Leben Ermüdeten und Erbitterten Kraft und Lebendigkeit des Geistes wiederbringen sollte, — den Erbitterten — einen Frieden der

Seele, den sittlich Toten — eine Auferstehung, allen — Licht und Wärme des Herzens. — Dieser Versuch ist nicht gelungen. Lukas ist nicht der geworden, als welchen ihn — meiner Annahme nach — Gorjki sich gedacht hat; er hat sich nicht imstande erwiesen, im „Abgrund" das zu leisten, wozu ihn der Autor wohl hatte veranlassen wollen.

Bei den großen Malern habe ich wohl mehrfach solch ärgerliches, quälendes Mißlingen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ein Mensch malt nach der Natur, und plötzlich sehen wir ein Meer oder Wolken oder Bergesgipfel wunderbar von der Sonne beleuchtet, es entstehen Farben und Nuancen von wundervoller Schönheit, ein künstlerischer Effekt, der in seiner Art außerordentlich ist. Der Künstler greift fieberhaft nach seinem Pinsel, er mischt die Farben, er verändert sie hastig wohl ein dutzendmal, — es kommt nichts dabei heraus. Es ist das, ja, aber doch nicht das, was er wollte. Auf der Leinewand wiederzugeben die wahrgenommene und tief gefühlte wunderbare Schönheit der Natur, — das gelingt ihm nicht: es gibt auf der Palette des Künstlers nicht die dafür notwendige Farbe; oder — wenn sie auch vorhanden ist, so kennt sie der Künstler doch nicht, er versteht es nicht, sie zu mischen, ihr Geheimnis ist ihm noch nicht offenbar geworden. Solch ein verdrießliches Mißlingen hat auch unsern Künstler des Worts betroffen.

Obwohl er die Notwendigkeit eines machtvollen und lebenschaffenden Wortes begreift und leidenschaftlich begehrt, es auszusprechen, weiß Gorjki doch nicht, welches denn eigentlich dieses Wort ist, — er vermag's nicht aus-

zusprechen. Er hat dafür auf seiner Palette nicht die entsprechende Farbe.

Durch den Mund seines Hauptheldeu, des Lukas, bekennt Gorjki dieses. Wir finden in seinem Drama „Im Abgrund" eine in dieser Beziehung sehr bemerkenswerte Szene. Der Akteur trifft zuerst mit Lukas zusammen und, als eine lebendige Illustration zu Lukas Worten, daß „die Menschen, wenn sie auch schlechter leben, doch immer besser sein oder wenigstens scheinen wollen", — schlägt er ihm vor, ihm Gedichte zu deklamieren, augenscheinlich in Erinnerung an seine gute Vergangenheit. Der Greis geht drauf ein, sie zu hören. Der Akteur will deklamieren und kann es nicht: er hat sie vergessen.

„Früher, Alter, da hatte ich ein gutes Gedächtnis . . aber jetzt, siehst du . . . es ist zu Ende, Bruder! Alles ist für mich zu Ende. — — Ich kann mich nichts mehr erinnern, keines Wortes — — — Ich erinnere mich nicht! Es war mein Lieblingsgedicht — — und ich hab's vergessen. — — Das ist schlimm, Alter?"

Lukas: Ja, was kann dabei Gutes sein, wenn du, was du liebtest, vergessen hast? im Geliebten liegt ja die ganze Seele.

Der Akteur: Ich hab' meine Seele vertrunken, Alter. — — Ich bin zugrunde gegangen, Bruder — — — Und warum bin ich zugrunde gegangen? Ich hatte keinen Glauben — — Mit mir ist's aus — — —

Lukas: Nun warum so? Du — — laß dich heilen. Von der Trunksucht heilt man jetzt, hörst du wohl! . . Nun, so mach' vorwärts! — geh dahin. . —

Der Akteur (nachdenklich): Wohin denn? Wo ist das!

Lukas: Das ist — in einer Stadt . . wie heißt sie doch gleich? — — ihr Name war so . . so . . Nun, ich werde dir schon die Stadt nennen! Du aber tu fürs erste nur das: bereite dich fürs erste nur vor; enthalt dich! Nimm dich fest in deine Hände und dulde! — Und dann wirst du geheilt werden . . und wirst von neuem anfangen zu leben. . Ist das nicht gut, Bruder, — ganz von neuem! —

Es ist eine bemerkenswerte Szene! Man kann sie verallgemeinern, erweitern, man kann den Schauplatz der Handlung aus dem Nachtasyl in die Beletage verlegen oder in die Börse, in beliebige Paläste, Säle und Kabinette — und dann wird der Akteur zu einer kollektiven Person, zu einem Gattungsnamen.

Früher hatte er ein Gedächtnis, aber dann fing er an zu vergessen. Sein Lieblingsgedicht, den Ausdruck all des Teuersten und Heiligsten für ihn, auch das hatte er vergessen. Und sind wir nicht ebenso dran? Vergessen wir nicht auch im Dunst des Lebens, im trunkenen Rausch desselben, — fortschreitend — selbst das Teuerste und Heiligste? Und dann wenden wir uns nicht an einen Greis, sondern an den Menschen, an den wir glauben, auf den wir alle Hoffnung auf unsre Rettung setzen, wenn sie noch möglich ist, und fragen:

„Ist das schlecht?"

Ja, was kann da gut sein, wenn du das Liebste, das Teuerste und Heiligste vergessen hast? antwortet der uns. Im Liebsten liegt die ganze Seele.

Als ein solcher Mensch erscheint für das Publikum Gorjki im Drama „Im Abgrund". Das Publikum erwartet von ihm das heilende Wort, den Hinweis auf den rechten Weg. Und Gorjki glaubt daran, daß es einen Ausweg gibt; er ist überzeugt, daß der Mensch sich immer noch aus jeglichem Abgrund erheben kann. Er verkündigt laut, daß es ein solches Wort gibt, das sittliche Wunder schafft, das die Toten auferstehn läßt, die ganz Entkräfteten wieder stärkt, die Verlorenen aus dem tiefsten Abgrund des Lebens emporhebt. Aber, — welches nun dieses Wort ist, das weiß er nicht.

„Es gibt solch ein Wort", scheint Gorjki sagen zu wollen, — „und dies Wort ist von außerordentlicher Kraft — — — nur kann ich es euch nicht sagen — — — Ich weiß es nicht. . . . Wenn ich's erfahre, werde ich's sagen. . . ."

Wird Gorjki es erfahren? Wird er's aussprechen? Das ist eine große Frage. Das Wort einer machtvollen sittlichen Kraft, ausgesprochen von einem so bedeutenden Talent in glänzender künstlerischer Form, — das Wort muß Wunder wirken. Im Evangelium finden wir ein großes Wort: „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn und sprechet zu diesem Berge: ‚Heb dich von hinnen', und zweifelt nicht, so wird es ihm geschehn, was ihr sagt."

„Aber wenn des Menschen Sohn kommen wird", fügt das Evangelium hinzu, — „wird Er auch diesen Glauben finden?"

Auch für Gorjki ist im gegebenen Moment nicht das

wichtig, wann er das Wort erfahren wird, das da Berge versetzt und den Menschen zum im Geiste wiedergeborenen macht, sondern — — — ob's ihm auch ein ernster Wille ist, es zu erfahren, ob er's suchen wird, oder bei den Worten bleiben wird, die er vorher gekannt und unter deren Leitung er bisher geschaffen hat. Wird er es begreifen, daß man die allervollste Erleuchtung aller dunklen Lebenswege nur in der Lehre dessen finden kann, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", — und daß die Enträtselung aller Geheimnisse des Daseins nur im Geheimnis der Vereinigung mit Ihm liegt, nur darin, daß Er möglichst vollkommene „Gestalt gewinne" in uns, in unserm Herzen?

Dabei muß ich eben denken an das bekannte Gemälde von Leonardo da Vinci: „Das heilige Abendmahl". Als ich das letzte Mal dasselbe sah, da kam mir vor ihm, — oder vielmehr vor dem verblaßten Schatten, den traurigen Überresten desselben, — ein andrer Moment aus dem Evangelium, ein andres Mahl in den Sinn: „Die Hochzeit zu Kana in Galiläa". Das eine Mahl, das zuletzt genannte, war beim Beginn der Heilspredigt des Erlösers, das andere, — das erstgenannte, — am Ende derselben. Zwischen diesen beiden ist ein enger Zusammenhang, und beide haben sie einen tiefen, weltumfassenden mystischen Sinn.

Auf der Hochzeit zu Kana vollbrachte Jesus Christus sein erstes Wunder, er offenbarte zum erstenmal seine göttliche Kraft; und dies Wunder bestand darin, daß Er Wasser in den besten Wein verwandelte. Damit kennzeichnete der

Heiland sofort auch seine Grundaufgabe und zugleich das Mittel, die Art und Weise, sie auszuführen.

Er war gekommen, um den Menschen Frieden, Freude, lichte Ruhe der Seele zu geben. Er war gekommen, um das Leben, das so voll von Kummer, Sehnsucht und Ermüdung ist, zu einem glänzenden, fröhlichen Festmahl zu machen, es zu einem feierlichen Hochzeitsfest umzugestalten, — zum Fest der innigen Vereinigung der lebendigen Liebe und der beständigen Gemeinschaft des Menschen mit Gott.

Aber damit das ganze Leben der Menschheit zu einem dauernden Freudenmahl werde, zu einem bräutlichen Triumphfeste, war ein Wunder nötig, es war eine sittliche Wiedergeburt des Menschen notwendig, — es war nötig, daß das Wasser sich in den besten Wein verwandelte.

Am Ende seiner Reden beim Heiligen Nachtmahl deckt der Heiland endgültig auf das Geheimnis (Mysterium) des Hochzeitsmahls, der Vereinigung des Menschen mit Gott.

Er ergänzt und vertieft das Geheimnis des ersten Wunders. Dort, auf der Hochzeit in Kana, hatte er Wasser in Wein verwandelt, jetzt, beim Heiligen Abendmahl, verwandelte er Brot in Seinen Leib und Wein in Sein Blut und gab dies Seinen Jüngern zur Speise.

Es ist ein großes und tiefes Geheimnis. Die Vollendung der bräutlichen Vereinigung des Menschen mit Gott ist nur möglich bei solch einem Wunder der sittlichen Wiedergeburt, wenn Christus vollkommen in uns eingeht, wenn Er unser Fleisch und Blut wird, — ein integrierender Bestandteil unsers Wesens.

Ich schaute auf das Gemälde, ich schritt dann von einem Karton zum andern und kehrte von neuem zum teuren Schatten des Leonardoschen Kunstwerks zurück. Mehr und mehr wurde mir der geniale Plan des Künstlers verständlich. Die Augen des Heilands sind halbgeschlossen, sein Blick ist gesenkt und scheint irgendwohin in die Tiefe zurückgezogen — weit — weit in eine Ferne. Von seiner ganzen Gestalt, von dem göttlich lichten Antlitz und von den wie zögernd über den Tisch ausgebreiteten Händen weht es wie alles verzeihender Liebeskummer. Das war der Kummer über die stumpfsinnige Verständnislosigkeit selbst auch unter seinen vertrautesten Jüngern für das Geheimnis der bräutlichen Vereinigung mit Gott.

Die Gesichter der Jünger und Apostel auf dem Gemälde sind voll Bestürzung und aufgeregter Ungewißheit. „Einer unter euch wird Mich verraten", hatte der Meister den Jüngern gesagt, — und einige von ihnen scheinen auf da Vincis Gemälde — gleichsam in sich selbst versunken, in tiefen Gedanken ihr eignes Gewissen zu prüfen, die andern aber sprechen lebhaft, sie äußern gegeneinander ihre Vermutungen. Wir lesen es deutlich auf ihren Gesichtern, wie ihre Herzen kaltes Entsetzen packt bei dem Gedanken: Sollte denn in der Tat das, was der Meister sagt, wirklich sein, sollte das Geheimnis dieser Hochzeit sich nicht vollenden können?

Und dies ihr Entsetzen beginnt, wenn wir lange vor dem Gemälde stehen bleiben, auch auf uns überzugehn. Im Hintergrunde des Gemäldes, hinter dem Rücken der zu Tische Sitzenden, sieht man geöffnete Fenster und eine

Tür. Durch sie hindurch erblickt man die verschwimmenden Umrisse der Ferne. Unser Gedanke trägt uns weit hinweg in diese Ferne, er geht hinaus aus dem engen Gemach ins Freie, und da eröffnet sich vor uns die ganze Welt, das ganze historische Leben der Menschen. Unter dem Eindruck des Leonardoschen Bildes und der von uns vor ihm durchlebten Gedanken erhebt sich in unserer Seele die schüchterne Frage: Hat sich nun dort, in dieser verschwimmenden Ferne von Jahrhunderten der Vergangenheit, das Geheimnis der bräutlichen Vereinigung des Menschen mit Gott vollzogen? ist die Menschheit mit Christo verbunden worden? Haben die verkörperte Gotteswahrheit und -liebe sich in menschliches Fleisch und Blut verwandelt? Und es wird uns schwer ums Herz. Wir fühlen es, daß die Menschheit das für diese große Hochzeitfeier notwendige Wunder noch nicht erlebt hat, daß sie nicht denkt an diese Hochzeit,*) sich gar nicht vorbereitet zum festlichen Hochzeitsmahl, zum geheimnisvollen Abendmahl der Liebe. Weit ist auch das russische Volk noch entfernt von dieser freudenvollen Brautzeit. Gogolis „Tote Seelen", Dostojewskis „Brüder Karamasow", Tolstois „Macht der Finsternis" und Gorjkis „Im Abgrund" zeigen mit trauriger Augenscheinlichkeit, daß die liebevolle und innige Ver-

*) Der russische Text bringt hier überall das Wort „Ehe" statt „Hochzeit" und „ehelich" wo „bräutlich" übersetzt ist. Da aber diese, an sich ja berechtigten, Ausdrücke in der deutschen christlichen Terminologie meines Wissens ganz ungebräuchlich sind, habe ich sie stets in der eben genannten Weise wiedergegeben. (Anm. des Übers.)

zu setzen. Da öffnet sich plötzlich die Tür, und in das Zimmer der bescheidenen deutschen Arbeiter tritt Jesus Christus ein. Er trägt einen langen Chiton (griechisches, auch morgenländisch-kirchliches Gewand). Sein Antlitz strahlt von Liebe. Er scheint ganz — verkörperte Güte.

Seine Hand segnet das Mahl, und sein reiner und heller Blick spricht: „Friede sei mit diesem Hause!“ Die Anwesenden stehn ehrfurchtsvoll überrascht und blicken auf den lichten Gast mit liebevollem Entzücken. Der Hausherr, augenscheinlich der einzige Arbeiter für die ganze große Familie, in seinem kurzen, zu Hause gefertigten Kittel und in groben Holzschuhen, heißt Jesum freudig willkommen und spricht:

„Tritt ein zu uns, Herr! Sei unser Gast!“

Das Bild ist voll zarter biblischer Poesie, und es bezeichnet zugleich deutlich den Weg zur Lösung der ungelösten Wirren und Fesseln des Lebens.

In ihm spricht der denkende Künstler:

„Es fehlt uns im Leben, um unsre persönliche und die gesellschaftliche Existenz fröhlich und freundlich einzurichten — — — es fehlt uns — Gott, es fehlt uns Christus, es fehlt uns Seine evangelische Wahrheit und Seine allumfassende Liebe.“

Möchte doch die Menschheit, wie ein ermüdeter Arbeiter in der ungeheuer großen Werkstatt auf der Erde, gleich dem deutschen Handwerker zu dem himmlischen Lehrer der Liebe und Wahrheit sprechen: ‚Komm zu uns, Herr, sei unser Gast! Setze dich mit uns zu Tische, sei ein beständiges Glied unserer allgemein-menschlichen Familie, segne unser Mahl und heilige unsere Arbeit, leite Du die ganze Richtung unsers Lebens!‘ Dann wird jedes beliebige einzelne Bild des Lebens von derselben evangelischen Zartheit durchdrungen sein, von der reinen Poesie edler Seelen und von der Schönheit friedevoller Ruhe auf Erden, wo-

von es uns so wunderbar entgegenströmt aus den Bildern, die Uhdes Pinsel geschaffen."

Ja, macht weiter und gerader den Weg vor dem „Lichten Gaste!" Gebt Ihm freien Raum im Leben! Macht Ihn zum beständigen Einwohner eures Herzens, zum freischaltenden Herrn eurer Seele.

Alle Fäden des Lebens verknüpfen sich wie zu einem Knoten im Herzen des Menschen, und — wenn man nicht vom Herzen hinweggenommen hat alle Last der Bosheit, der Ungerechtigkeit und der Gewalttätigkeit, kann man die Knoten des Lebens nicht lösen. Daher werden auch Gorjki und jeder andre Schriftsteller, bei noch so bedeutendem Talent, nur in diesem Falle dem Leser „mitten in der Nacht den rechten Weg zeigen" können, wenn sie selbst vorher gründlich gelernt haben werden die Wege des Lebens bei dem großen Lehrer des Lebens, dem Lehrer der Liebe, des Guten und der Wahrheit, und zwar der Wahrheit, nicht der richtenden und strafenden, sondern der sich erbarmenden und heilenden. Dieser Große Lichte Gast allein kann auch dem Schriftsteller Kräfte geben, im Herzen der Menschen ein lichter Gast zu werden, nach dem Maß seines Talents all die verhängnisvollen Fragen des Lebens zu lösen und dem Nekrassowschen „Verhängnisvollen" in seinem persönlichen Geschick zu entgehn.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Shakespeare.

Untersuchungen und Studien

von

Dr. Carl Conrad Hense.

gr. 8. geh. ℳ 8,—.

Poesie und Prosa

ihre Arten und Formen

von

Dr. J. Methner.

8. geh. ℳ 2,80.

Goethes Faust

als einheitliche Dichtkunst erläutert und verteidigt

von

Dr. Herm. Schreyer.

8. geh. ℳ 4,50.

Die Entwicklung der deutschen Kultur

im Spiegel des deutschen Lehnwortes

von

Dr. Friedrich Keiler.

I. Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. ℳ 2,20.

II. Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. ℳ 2,50.

Poetik, Rhetorik und Stilistik

Akademische Vorlesungen

von

Wilhelm Wackernagel.

Zweite Auflage. gr. 8. geh. ℳ 9,—.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.